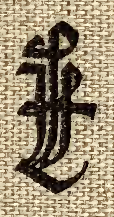
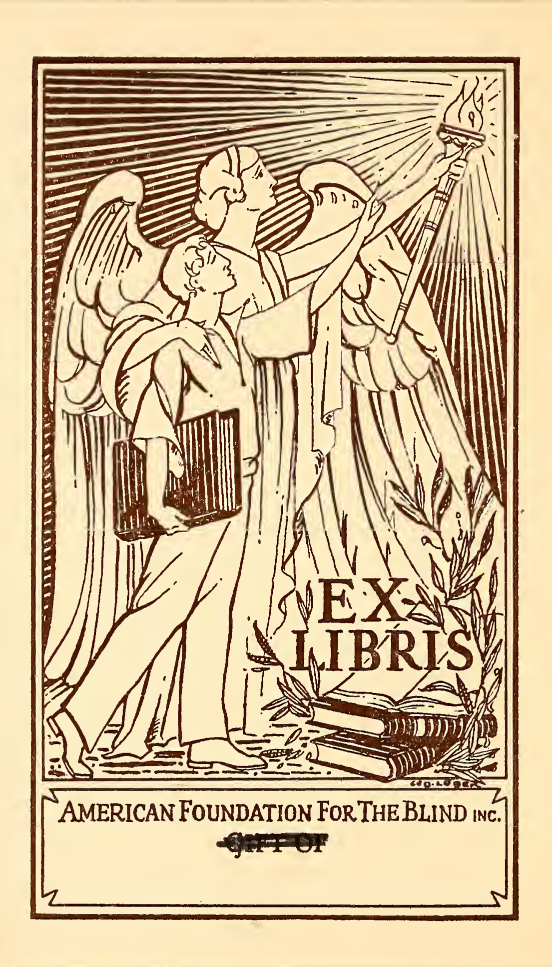
Mein Weg zum Glück

Von

Wilhelm Hoffmann




EX
LIBRIS
AMERICAN FOUNDATION FOR THE BLIND INC.
GIFT OF



Wilhelm Hoffmann

Mein Weg zum Glück

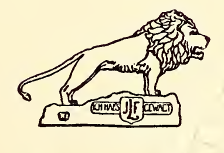


Mein Weg zum Glück

Erlebnisse eines deutschen Kriegsblinden

Von

Wilhelm Hoffmann



J. F. Lehmanns Verlag / München 1931

Druck von Dr. F. P. Datterer & Cie., Freising-München
Printed in Germany

Meiner Frau
und meinem Sohn Paul
gewidmet



Vorwort.

Im Kampfe für mein Vaterland habe ich am 2. Oktober 1914 mein Augenlicht verloren. Das ewige Dunkel, das sich von da an um meine Augen legte, führte mich einen dornenvollen Weg. Mein ganzes Leben war zerstört, die Frucht jahrelanger Arbeit, der Erfolg meines Sehnens und Strebens mit einem Schlage jäh vernichtet. Ich stand vor dem Grabe meiner Hoffnungen. Kein Leid blieb mir fremd. Die Verzweiflung drohte. Da half mir der Gedanke an mein Vaterland. Wer für sein Heiligstes bluten durfte, wer für Deutschlands Ehre sein Leben einsetzte, darf nicht unterliegen und muß auch über sich selbst siegen. Dies gab mir die Kraft, ein neues Leben aufzubauen. Ich lernte Entsagung und Geduld, ich gewann neuen Mut und Entschlossenheit, ich genoß den Dank und die Hilfe aller meiner Mitmenschen und erreichte so mein Ziel: ich fand mein inneres Licht wieder und damit mein Glück.

Und wie dies kam, wie ich die vielen Hindernisse und Schwierigkeiten, die sich mir in meinem Kampf um ein neues Leben entgegenstellten, zu überwinden lernte, das habe ich in diesem Büchlein niedergelegt. Drei Gründe drängten mich dazu: den Blinden und allen denen, die ein körperliches Gebrechen oder ein schweres Schicksal zu tragen haben, will ich zeigen, daß es auch für sie ein Glück geben kann. Die Blinden und ihre Helfer will ich den Weg führen, der sie nach meiner Erfahrung zu

diesem Glücke bringt. Unserer deutschen Jugend aber will ich beweisen, daß uns nichts fester an unser Vaterland schmiedet als die Wunde fürs Vaterland.

Es wird vielleicht einige geben, die anderer Ansicht sind und meiner Auffassung nicht beitreten. Ich lasse ihnen ihr Recht; sie können an meiner Überzeugung nichts ändern. Ich will nur meinen Schicksalsgenossen Gutes tun; sie werden mich auch verstehen. —

Noch eins. Der Blinde kann allein vieles, wenn er will, aber nicht alles. Ohne die treue Mithilfe meiner Frau wäre es mir nicht möglich gewesen, meine Erlebnisse hier schriftlich niederzulegen. Mit unendlicher Geduld und Ausdauer hat sie mich dabei unterstützt und auf diese Weise dazu beigetragen, daß vielleicht manches dunkle Leben dem Lichte zugeführt wird. Möchte ihr ein solcher Erfolg als Dank beschieden sein!

Der Verfasser

Im Juli 1931

Inhaltsverzeichnis.



1. Wie es kam.

Die erste Kriegszeit

„Sie sind noch nicht draußen?", so fragte mich ein guter Bekannter, als ich am 1. August 1914 in Passau abends 8 Uhr mit meiner jungen Frau in die Stadt ging, um mich über den Kriegsausbruch zu erkundigen. Diese Frage ärgerte mich etwas. Es kam mir unwillkürlich in den Sinn, daß gerade dieser Mann mir früher einmal erzählt hatte, er sei, als er sich zum Militärdienst melden wollte, bei zehn Lazaretten herumgelaufen, bis er endlich eines fand, das ihn für untauglich erklärte; dort habe er sich dann auch gemeldet und sei frei geworden. Ich konnte daher eine scharfe Antwort nicht unterdrücken und sagte ihm: „Um Sie zu verteidigen, dazu komme ich immer noch rechtzeitig." Mit dem stolzen Gefühl, daß ich zu den Verteidigern und nicht zu den Verteidigten gehören werde, gingen wir weiter und kamen gerade noch recht, um am Ludwigsplatz die Verlesung der Kriegserklärung mitanzuhören. Alle Kirchenglocken läuteten. Das Volk stand in großen Massen herum. Gruppen bildeten sich. Unbekannte sprachen einander an. Die Stimmung war gehoben; glühende Begeisterung bei den Jungen, ernstes Aufleuchten bei den Männern, ruhiges Pflichtbewußtsein bei den Frauen. Nirgends ein trauriges Wort. Auf jedem Gesicht las man nur den *einen* Gedanken: deutsch sein, heißt treu sein! Unser Höchstes und Heiligstes, unser Vaterland

steht in Gefahr, daher weg mit allen persönlichen Gefühlen und Rücksichten! Natürlich klopfte manches Herz rascher als sonst und es war nur zu begreiflich, daß man sich den ernsten Gedanken nicht völlig entziehen konnte. Meine arme Frau! Erst am 23. Mai 1914 hatten wir geheiratet. Dem seligen Taumel der Hochzeitsreise folgte das beglückende Gefühl, den jungen Hausstand zu gründen, die erste Wohnung neu einzurichten, im eigenen Wirkungskreis zu walten und nimmer zu ruhen. Da kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Kriegsgefahr, die Kriegsbereitschaft und endlich die Kriegserklärung. Aber sie hielt sich tapfer, meine junge Frau. War sie stolz darauf gewesen, einen Reserveoffizier als Ehemann zu bekommen, so wußte sie doch auch, daß diese Ehre nicht nur darin bestand, an Königs Geburtstag in Uniform spazieren zu gehen. Sie wußte: deutsch sein heißt treu sein, und so brachte sie es fertig, bis zu meinem Ausrücken ins Feld ihr Auge trocken zu halten. Nur konnte sie mir, wie sie mir später einmal verriet, nicht verzeihen, daß ich in den ersten Tagen nach der Kriegserklärung immer wieder am Flügel saß und alle vaterländischen Lieder spielte, die ich kannte. Die begeisternden Töne taten ihrem kummervollen Herzen im Augenblick doch zu weh.

Der Abschied kam. Am 3. Mobilmachungstag mußte ich mich in Weiden melden, wo mein Bataillon zusammengestellt wurde. Am Montag, den 3. August, verließ ich Passau. Der Bahnhof war überfüllt; der Zugang zu den Zügen war abgesperrt. Die Angehörigen jedoch oder, wie ich mich scherzhaft ausdrückte, die „Hinterbliebenen" durften ihre ausrückenden Krieger bis zum Zug beglei-

ten. So auch meine Frau. Sie war allein auf dem Bahnsteig, aber Tausende besahen sich vom Bahnhof aus die Abfahrt des Zuges. Ein herzlicher Händedruck, der kurze Wunsch „auf frohes Wiedersehen", und der Zug fuhr ab. Ich zog in meinem Innern energisch einen Strich; es gab für mich jetzt keine Vergangenheit mehr, nur noch eine Zukunft. Mag kommen, was kommen mag: alles für dich, mein liebes, teures deutsches Vaterland! — —

Zunächst war der Krieg für mich noch nicht so blutig. In Weiden wurde das I. Bataillon des neugebildeten 7. Reserve-Infanterieregiments zusammengestellt und ich als Zugführer eingeteilt. Ich hatte das Glück, in Major Murmann einen äußerst angenehmen und vornehmen Kommandeur zu bekommen und unter den übrigen Offizieren des Bataillons viele Kameraden aus dem 19. Infanterieregiment, meinem Stammregiment, vorzufinden. Bis zum 10. August verblieben wir am Ort. Vormittags wurde unsere Reservemannschaft einexerziert, auch Felddienst geübt, aber die peinlichen Vorschriften über Ausrüstung, Gesundheitspflege u. a. sorgten dafür, daß der anstrengende Dienst immer vielseitige Abwechslung brachte. Jedenfalls feierte die deutsche Ordnung und Gründlichkeit Triumphe. Jedermann war laut seinem Gestellungsbefehl pünktlich eingerückt. Alle Ausrüstungsgegenstände, funkelnagelneu, lagen bereit, es klappte alles vorzüglich. Ebenso aber auch draußen. Durch die Nachricht, daß Lüttich gefallen sei, wurde unsere Kriegsbegeisterung und Siegesfreude noch weiter gehoben und der Wunsch, nun endlich aktiv mitzuarbeiten, in uns allen immer vordringlicher. Am 11. August, dem 10. Mobilmachungstag, wurde er er-

füllt. Unter begeisterter und begeisternder Anteilnahme der ganzen Bevölkerung Weidens, geleitet von den Krieger- und Veteranenvereinen, geschmückt mit Blumen aus zarten Frauenhänden, rückten wir zur Bahn und verließen unter dem tosenden Jubel der nach vielen Tausenden zählenden Menschenmenge die Stadt.

Die große Zeit begann. In Nürnberg hatten wir eine Stunde Aufenthalt. Wir wurden dort verpflegt, verwöhnt, vergöttert. Unvergeßlich bleibt mir der Augenblick unserer Abfahrt vom Nürnberger Bahnhof. Langsam setzte sich der Zug in Bewegung. Man sah draußen nur jubelnde, winkende Menschen. Die Menge stand auf den Dächern der Häuser und füllte die Straßen. An den Fabrikschornsteinen, an den Straßenlaternenpfählen, überall saßen sie oder hingen sie und winkten, grüßten und jubelten. Alles ehrliche Begeisterung, wahre Vaterlandsliebe, herzlicher Dank. — Und als vier Jahre später unsere braven Truppen wieder heimfuhren und man den Offizieren die Achselstücke mit vorgehaltenem Revolver abriß, war denn das wirklich das gleiche Volk, die gleiche Welt?

Wie im Siegeszug fuhren wir weiter über Ansbach, Karlsruhe, an den Rhein. Kurz vor der Annäherung war im Zug der Befehl durchgegeben worden, bei der Überfahrt über den Rhein solle die „Wacht am Rhein" gesungen werden. Und als er kam, unser herrlicher deutscher Strom, da — — hörte man kaum einen Ton. Unsere Oberpfälzer, aus denen hauptsächlich unser Bataillon bestand, waren von dem wuchtigen Eindruck dieses Stromes so ergriffen, daß sie zum Singen gar nicht kamen. Hatten sie doch in ihrem ganzen Leben unsern

Rhein noch nie gesehen. Es war ergreifend, mit welcher Begeisterung sie über den Rhein fuhren, dessen Hüter sie nun sein sollten. Man sah es förmlich jedem an, daß er angesichts dieses gewaltigen Stromes seine ganze Kraft hergeben wolle, um ihn deutsch zu erhalten. Nach etwas eintöniger, durch gelegentliche Verpflegung angenehm unterbrochene Fahrt erreichten wir am 12. August unser Ziel, Saaralben in Lothringen. Wir wurden dort friedensmäßig einquartiert und für mehrere Tage wie in einer Garnison gehalten. Geländeübungen wechselten mit Appellen; wegen der großen Hitze wurden die Truppen durch Schwimmbäder erfrischt. Immerhin erinnerten uns Transporte feindlicher Spione oder der entfernte Geschützdonner daran, daß wir uns schon mitten im Aufmarschgebiet befanden. Bald sollten wir dem Feinde näher kommen.

Am folgenden Samstag, 15. August, in der Frühe um 3 Uhr wurden wir alarmiert und in Richtung Aßweiler in Marsch gesetzt. Entfernung 35 Kilometer. Wohl nicht viel für einen Infanteristen, zumal die Wege nicht schlecht waren und sich unser Marsch hauptsächlich auf Landstraßen 1. Klasse mit wenig Steigung bewegte. Aber wenn man sein ganzes Hab und Gut und seine vollständige Bewaffnung mit sich trägt, der „Affe“ mit seinen 60 Pfund auf den Rücken drückt, der vollgefüllte Brotbeutel und das Schanzzeug nach unten ziehen, wenn man das Gewehr spazieren tragen muß und in allen freien Winkeln, sogar in den Hosentaschen die schweren Patronen mit sich schleift, da marschiert es sich doch ein klein wenig anders, als wenn man als Wandervogel im Schillerkragen die sonnige Welt durchstreift. Und die

Welt war für uns wirklich sonnig im wahrsten Sinne des Wortes. Erbarmungslos lachte die Sonne über uns und ließ manche Zunge heraushängen und ganze Bäche Schweiß fließen. Dennoch waren sie recht munter, meine Leute und belebten den ungewohnten Marsch durch Blasen der Mundharmonikas, die ich in richtiger Voraussicht für meinen Zug schon in Weiden gekauft hatte. Sie nannten sie in ihrem oberpfälzischen Dialekt „Fotz-hobel". Daß sie aber meine gutmütige Hilfe schlecht bedankten und die Mundharmonikas schon nach wenigen Tagen für ihre Kinder in die Heimat sandten, war zwar vom väterlichen Standpunkt aus recht nett, enttäuschte aber meine Fürsorgeideale sehr.

Der Feind störte uns auf diesem Marsche noch nicht, viel mehr die Hitze. Wir waren daher recht froh, als wir gegen Mittag Aßweiler erreichten und hörten, daß wir dort Ortsbiwak beziehen und „zur Verfügung der Division" bleiben sollten. Jeder alte Soldat weiß, daß dieses „zur Verfügung" unter Umständen lange währen kann. Unsere Hoffnung wurde auch nicht getäuscht. Wir blieben bis 18. August am Ort und hatten während dieser Zeit nur einige Außenwachen zu stellen und leichteren Felddienst zu verrichten. Da kam der Abmarschbefehl. Wir rückten bis Harskirchen vor, wo wir in Ortsbiwak untergebracht wurden, um am 19. August mit starker Marschsicherung und vielen Unterbrechungen durch Patrouillengänge gegen Münster vorgeschoben zu werden. Jeder merkte, es wurde allmählich brenzlig. Der Kanonendonner ließ sich erheblich näher hören. Daß an diesem Tage die große Schlacht in Lothringen begonnen hatte, erfuhren wir erst später. Aber wir bekamen schon stark

bemerkbare Eindrücke. Gegen Innsweiler auf die Flanke gezogen bekam ich den Befehl, mit meinem Zug in der Kirche dieses Ortes die Gefangenen zu bewachen. Mit menschlich verständlicher Neugierde vollzog mein Zug diesen Auftrag. Das erste Mal die Rothosen in nächster Nähe! Sie waren mehr als harmlos, ängstlich keineswegs kriegsfreudig. Ich unterhielt mich mit einigen der Gefangenen und hörte aus ihrem Mund aus eignem Antrieb nur das eine, ihr Volk habe den Krieg nicht gewollt und sie alle seien froh, wenn er zu Ende sei. Doch wie ganz anders las man in den französischen Zeitungen, wie ganz anders sprachen ihre Machthaber und die Handlungen ihrer Regierungen! — Das Dorf Innsweiler bot auch ein sehr kriegsmäßiges Bild. Deutsche und französische Verwundete wurden eingebracht; auf der Straße, in den Transportwagen wurden sie von unseren Ärzten notdürftig behandelt; auf rasch aufgeschüttetem Stroh hinter der Kirche wurden die Toten niedergelegt. Die Lage wurde ernst.

Nach wenigen Stunden — es war inzwischen Abend geworden — rückte unser Bataillon ab und besetzte unweit Innsweiler eine Waldparzelle, um mit Einbruch der Nacht am Rande dieses Gehölzes zu nächtigen. Kurz und einfach, auf Stroh in den Ackerfurchen mit starken Außenwachen; denn „es stinkt nach Feind“.

Am andern Tag, Donnerstag, den 20. August, früh 5 Uhr brach auch für uns der große Tag an. Jeder wußte, daß wir heute unsere Feuertaufe erhalten sollten. Kurz vor unserem Aufbruch, während schon die Granaten unserer Artillerie über unsere Köpfe ihre brummenden Kreise zogen, sprach auch unser Kommandeur einige zündende

Worte an das Bataillon und feuerte die Leute an, heute alles zu zeigen und zu beweisen, was sie in Liebe zu ihrem Vaterland zu dessen Verteidigung jahrelang gelernt haben. Seine Worte machten auf die Soldaten einen großen Eindruck, wenn auch eine ernste Stille, ein kleines Lampenfieber nicht zu verkennen war. Das war menschlich. Mag man auch während der aktiven Dienstzeit oder in friedlichen Manövern mit lachendem Gesicht vom „Morgenrot, leuchtest mir zu frühem Tod" gesungen haben, — — zwischen Wort und Tat ist doch ein großer Unterschied. Die traurigen Kriegsbilder rückten uns auch sofort vor Augen. Bei unserem Vormarsch auf den Bahnhof Lauterfingen zogen in langen Reihen die fliehenden Einwohner des Dorfes Lauterfingen an uns vorbei, Leiterwagen mit den notwendigsten Möbelstücken, hinterm Wagen einige Schweine oder Schafe festgebunden, während weinende Kinder, jammernde Mütter, ihren Säugling auf dem Arm, nebenher gingen. Am Bahnhof Lauterfingen hatte tagsvorher die Schlacht getobt.

Es bot sich uns ein Bild, wie wir es früher nur in Schlachtengemälden sahen: weggeworfene Tornister und Reserveröcke der Franzosen, zerbrochene Waffen, zerschossene Trommeln und, am Bahnhof selbst, ganze Güterwagen voll toter Franzosen. Über Nacht hatte man das Schlachtfeld etwas gesäubert und für die Verwundeten und Toten gesorgt.

Gegen 1/27 Uhr erreichten wir die Ortschaft, deren Häuser großenteils zusammengeschossen waren und noch vom Feuer rauchten. Wir standen zunächst mitten im Ort in Bereitschaft, wurden aber um 10 Uhr

ins Gefecht eingesetzt. Die Mannschaft blieb tadellos, gefechtsfreudig, aber ernst. So manchem sah man an, daß er an Frau und Kind dachte, und keine Ablenkung wollte mehr gelingen. Ich selbst mußte meine Zigarre immer wieder neu anzünden; die Aufmerksamkeit, die Spannung ließ mich stets vergessen, sie in Brand zu halten. Wir wurden nun über den Ortsrand vorgezogen und konnten den Feind, der in etwa 500 Meter Entfernung einen Waldrand besetzt hatte, unter Feuer nehmen. Nicht lange, denn schon bald traten die Franzosen den Rückzug an. Wenn sie es noch früher getan hätten, wäre schöner gewesen, da bei uns inzwischen recht erhebliche Verluste, besonders an Offizieren eingetreten waren. Auch der Führer der 2. Kompagnie, Oberleutnant Emmerich, ein schneidiger, fröhlicher Offizier, war gefallen; ich bekam sofort auf dem Schlachtfeld seine Kompagnie zur Führung und behielt sie auch bis zu meiner späteren Verwundung. In den beiden Zugführern, Leutnant d. Res. Meyer und Offiziersstellvertreter Heckert, fand ich eine ausgezeichnete Unterstützung.

Wir stießen nun dem Feinde in Richtung Angweiler, südlich von Lauterfingen, nach. Ein prächtiger Eichenwald war zu durchschreiten. Die Artillerie hatte hier böse gehaust. Umgeschossene Bäume und Telegraphenstangen sperrten die Straße; weggeworfene Gewehre, Entfernungsmesser und Ausrüstungsgegenstände der Franzosen lagen umher, dazwischen der traurige Anblick von Gefallenen und schmachtenden Verwundeten. Ohne Aufenthalt ging es vorwärts bis zum Waldrand. In geringer Entfernung hatte sich der Feind am Ortsrand von Angweiler eingegraben und nahm uns beim Ver=

lassen des Waldes unter Feuer. Aber auch dies nicht lange. Unsere Brigade hatte sich inzwischen nach der Durchschreitung des Waldes wieder versammelt und ging nach kurzem Feuergefecht im Sturme vor, was die Franzosen zu eiligstem Rückzug veranlaßte. Wir bezogen nun am Ostrand von Angweiler Biwak. Damit trat auch die leibliche Fürsorge in ihre Rechte. Während des ganzen Tages war an eine Verpflegung nicht zu denken gewesen. Jetzt fuhren, nachdem das feindliche Feuer völlig verstummt war, die Feldküchen vor und sogar ein kleines Fäßchen Bier konnte jeder Kompagnie zur Verfügung gestellt werden. Damit keiner meiner Leute zu kurz komme, hielt ich es für geraten, die Verköstigung zu beaufsichtigen. Es wurde Suppe und Fleisch verteilt, und heißhungrig vertilgte die Mannschaft ihre reichliche Nahrung. Da sah ich einen Mann, der in seinem Kochgeschirr nur Suppe von der Feldküche wegtrug, aber kein Fleisch hatte. In der Meinung, er sei bei der Verteilung des Fleisches vielleicht übersehen worden, fragte ich ihn, ob er kein Fleisch erhalten habe. „Jawohl, Herr Oberleutnant, ich habe Fleisch bekommen", war die Antwort. „Haben Sie es denn schon gegessen?", fragte ich weiter. „Nein, ich habe es in meine Hosentasche gesteckt, damit es warm bleibt," meinte der biedere Oberpfälzer. Meine Antwort, daß ich ihn für die nächsten Tage um seine Hosentasche nicht beneide, quittierte er mit einem frohen Lächeln; er war sichtlich stolz auf seine Erfindung und hegte offenbar die richtige Meinung, daß es im Krieg mehr auf Herz und Hand als auf saubere Hosentaschen ankomme.

Als ich dann später — es war inzwischen dunkel ge=

worden — das Bier verteilen ließ, wollte der Zug der durstigen Korporalschaften in meiner Kompagnie kein Ende nehmen. Jeder Mann bekam einen Feldbecher voll; größeren Bedarf mußte er unterdrücken, denn sonst reichte mein kleines Fäßchen nicht für die ganze Kompagnie aus. Der Zug der Anwärter hörte aber nicht auf. Dies machte mich stutzig. Bei scharfer Nachprüfung fand ich auch bald heraus, daß unter Ausnützung der Dunkelheit sich einige ganz Gewichste von andern Kompagnien unter meine Leute eingeschmuggelt hatten, um auf diese zwar schlaue, aber nicht gerade kameradschaftliche Weise zu einer größeren Menge Bier zu kommen. Ich sah mich daher veranlaßt, mich wie ein Cerberus vor das Bierfaß zu stellen, jedem Mann mit meiner elektrischen Taschenlampe auf den Kompagnienummerknopf zu leuchten und so die räudigen Schafe herauszugreifen. Diesen wies ich dann mit einigen derben Handgriffen die Richtung nach ihrer eignen Kompagnie und erinnerte sie so an ihre Pflicht der Kameradschaft. —

Der erste denkwürdige Tag war für uns zu Ende. Wir waren förmlich andere Menschen geworden. Wie Helden kamen wir uns vor. Man hatte sich das Gewehrfeuer um die Ohren pfeifen lassen, man sah die Granaten in nächster Nähe explodieren, man war mit einem Schlag ein erfahrener Krieger geworden. Dazu das herrliche Bewußtsein des Sieges; denn die Franzosen waren immer zurückgegangen und hatten schließlich in auffallender Eile das Feld geräumt. Wohl waren auch unsere Reihen gelichtet, aber viele Versprengte, die man zuvor unter die Gefallenen rechnete, stellten sich im Laufe der Nacht wieder bei der Truppe ein, so daß unsere Verluste er=

träglich erschienen. Mag auch der Tag für viele daheim Tränen und Trauer gebracht haben, für uns rauhe Krieger und Sieger war er herrlich; befriedigt krochen wir in unser Stroh und ruhten im wahrsten Sinne des Wortes stolz auf unseren Lorbeern aus.

Aber nur für diese Nacht. Beim Morgengrauen stießen wir dem Feinde nach, konnten ihn aber nicht mehr erreichen. Seine Sehnsucht nach dem heimatlichen Boden war offenbar zu groß, weil er in verblüffender Schnelligkeit das Lothringer Land verließ. Dies hatte für uns in den nächsten Tagen einige marschreiche und schweißgesegnete Verschiebungen zur Folge. Am Montag, 24. August, konnten wir uns den ganzen Vormittag in langer Rast bei Azoudange erholen und dabei einem kriegerischen Schauspiel zwar nicht zusehen, aber doch lauschen. Von 8 bis 1 Uhr hörten wir in greifbarer Nähe furchtbaren, fast ununterbrochenen Kanonendonner; es wurde das französische Sperrfort Manonviller zur Übergabe gezwungen. Die Nachricht von dem Fall des Forts erreichte uns bald und löste bei unseren Mannschaften ehrliche Siegesfreude aus. Ab 11 Uhr wurden wir in Marsch gesetzt und erreichten bald Lagarde und damit die deutsch-französische Grenze. Mit gehobenem Gefühl, dem Feind in seinem eignen Lande auf den Fersen zu sein, betraten wir den französischen Boden, nicht ohne uns vorher noch von der tierischen Brutalität unserer Feinde ein Bild machen zu können. Dies in Lagarde, wo einige Tage zuvor die bekannte Attacke unserer bayerischen Ulanenbrigade stattgefunden hatte. Der Ort war wenig zerschossen, aber um so mehr von den zurückgehenden Franzosen verwüstet. Zufällig mußten wir gerade vor dem Forsthaus mitten

im Dorf halten, in dem die Franzmänner in der letzten Nacht Unterkunft bezogen hatten, wie mir die Einwohner erzählten. Das Haus sah aus, wie wenn die Hottentotten darin gehaust hätten: die ganze Einrichtung war buchstäblich zum Fenster hinausgeworfen; alle Möbelstücke, sogar eine Nähmaschine lagen im Garten umher, die Bilder hatten sie über den Gartenzaun geschlagen und so regelrecht aufgespießt. Mit Staunen und Ekel betrachteten meine Leute, die „Barbaren", dieses Zerrbild der „ritterlichen Nation".

Nach einem Notquartier in Crion begannen für unser Regiment am nächsten Tag die Kämpfe um Lunéville und Maixe. Während unsere Division im Lauf des Tages gegen die Lunéville umgebenden Höhen angesetzt wurde, machte uns das feindliche Artilleriefeuer viel zu schaffen; ich kam aber mit meiner Kompagnie glücklicherweise ohne Verluste durch. Nachts erhielten wir, bisher Reserve der Division, Vorposten in La Rochelle, einem auf beherrschender Höhe gelegenen großen Gut. Der Feind lag uns gegenüber in greifbarer Nähe auf Rufweite. Aber die gefährliche Lage wurde uns erleichtert durch den Brand von Lunéville, das, weil die Zivilbevölkerung unsere durchmarschierenden Truppen beschossen hatte, in Brand geschossen worden war und mit seinen turmhohen Flammen die ganze Umgebung taghell beleuchtete. Jeder anschleichende Feind war deshalb sichtbar, ein Überfall ausgeschlossen. Ich konnte um Mitternacht ohne Licht meine Meldekarten schreiben, Lunéville sorgte für Beleuchtung. So verlief die Nacht für uns ruhig. In den folgenden Tagen wurden wir, je nach den Bewegungen des Gegners, hin und her ge-

worfen, nach Le Charmois, Friscati, Sionviller, und hatten dabei nur unter Artilleriefeuer zu leiden, das uns erfreulicherweise aber wenig Verluste brachte. Am 31. August besetzten wir auf zwei Tage und zwei Nächte Schützengräben bei St. Evre, fanden uns gegenüber aber einen sehr vorsichtigen, wenig angriffsfreudigen Feind, der uns nur mit einem stoßweisen wirkungslosen Artilleriefeuer bedachte, mit seiner Infanterie aber in Ruhe ließ. Durch seine Granaten konnte er uns nicht schrecken, wir waren sie gewohnt und nahmen beim Heranbrummen der Geschoße instinktmäßig volle Dekkung mit der beruhigenden Hoffnung, sie werden wo anders einschlagen als ausgerechnet bei uns. Als rauher Krieger wird man gleichgültig. Abgelöst und zur Ruhe nach Crion zurückgezogen konnten wir am 3. September wieder einmal aufschnaufen, Briefe nach der Heimat schreiben, unsern üppig gewordenen Bartwuchs beseitigen, daneben französische Spionagenester ausheben, bis wir am 4. September abends 9 Uhr zum Sturm auf Deuxville herangezogen wurden.

Punkt 9 Uhr abends begann der Sturm. Versammlung des Regiments hinter der Straße Lunéville-La Rochelle. Unser I. Bataillon war zunächst als Reserve gedacht, wurde aber bald beim Vorrücken infolge einer durch das unebene Gelände verursachten Verschiebung in die vorderste Linie gezogen. Der Sturm wurde peinlich nach den Vorschriften der Felddienstordnung vorgetragen und konnte daher ein altes Soldatenherz nur erfreuen. Die Franzosen hatten an den Höhen jenseits Deuxville Gräben ausgehoben und nahmen uns unter ein ununterbrochenes Infanteriefeuer, während ihre Ar-

tillerie unausgesetzt unser ganzes Anmarschgelände mit Granaten bestrich. Unser Bataillon schlich sich musterhaft an. Zwei Kompagnien, darunter meine 2., in vorderster Linie, dahinter rechts und links gestaffelt die beiden andern. Unser Bataillonskommandeur mit seinem Stab, wie immer, vorne bei uns. Das Seitengewehr war aufgepflanzt, kein Gewehr geladen, kein Schuß fiel. Der Befehl hieß: nur heimlich durch das feindliche Feuer vorwärts. Man hatte mit der Führung durch das stark abfallende, durch einen Kirchhof und Hopfengärten behinderte Gelände so viel zu denken und zu tun, daß man der pfeifenden oder einschlagenden Geschosse kaum achtete. Die Mannschaft war längst kriegserfahren geworden. Über mich selbst mußte ich oft lachen. Da wir wußten, daß wir nach geglücktem Sturm vorne bleiben mußten, andererseits aber auch, daß uns die Feldküchen erst in der nächsten Nacht beehren würden, waren wir alle mit Proviant versehen worden. Ich hatte meinen Säbel, weil beim Sturm unnötig, hinten am Pferde gelassen und meinen Proviant in Gestalt einer Rohwurst, die mir meine Frau geschickt hatte, und einigem Kommißbrot bei mir. Und so zog ich denn meiner Kompagnie voran, in der einen Rocktasche einen Keil Kommißbrot, in den übrigen Taschen Patronen, mit der einen Hand hielt ich über der Schulter am Aufhänger meinen Umhang und meine Rohwurst, während die rechte Hand schußbereit den gespannten Revolver umklammerte. Ich kam mir vor, wie wenn ich eine Landpartie machte. Nur erinnerten mich die pfeifenden Geschosse an die Wirklichkeit. Leider nicht nur diese, sondern auch die Schmerzenslaute der Verwundeten. Unvergeßlich sind mir die markerschüttern-

den Jammerrufe zweier Offiziersstellvertreter, die nebeneinander kämpfend an der Kirchhofmauer durch Bauchschüsse hingestreckt worden waren. Sie litten wohl nur eine Minute, dann hat sie der Herrgott erlöst. Ihr Stöhnen, ihre wenn auch nur kurze Qual ging uns tief zu Herzen, während wir im Sturme an ihnen vorbei eilten. Waren sie doch beide tapfere, treue Kameraden. Es war ein Kaufmann, namens Clausen, und ein junger Theologe Hirths, um den daheim seine Braut weinte. Euch auch hier ein Gedenken! Auch ihr habt alles für euer deutsches Vaterland getan, seid daher glücklich zu preisen.

Die Franzosen hielten den Seitengewehren nicht lange Stand. Sie räumten ihre Gräben und flohen, nachdrücklichst von unserer Artillerie bedacht. Der Sturm war gelungen, wir hatten Deuxville erreicht und konnten dort unsere Gräben ausheben, die wir am nächsten Tag, 5. September, nur von wirkungslosem feindlichen Artilleriefeuer belästigt, auch hielten. Unsere Verluste waren verhältnismäßig gering. Ich hatte in meiner Kompagnie nur einen Toten zu beklagen: der Infanterist Reger, ein braver Bursche und kaltblütiger, tapferer Soldat, war auf dem Felde der Ehre geblieben. Auch ein Vetter von mir, Oberleutnant d. R. Walfried Eckart, der unserm Nachbarregiment, dem 6. Reserveinfanterieregiment, angehörte, mußte für sein Vaterland sein Leben hingeben. Doch ich glaube, er hat es gern getan; denn auch er liebte sein Vaterland über alles. Fröhlich, wie er immer war, hat er mir, als wir wenige Stunden vor dem Sturm zufällig aneinander vorbeiritten, die neusten Kriegswitze erzählt; nun war er tot. Das ist

der Krieg! Tief schmerzte mich die Kunde von seinem Heldentod, aber es war ein Heldentod, verdiente also keine Klage!

Sonntag, den 6. September, früh 3 Uhr wurden wir abgelöst und nach Sionviller in schärfste Gefechtsbereitschaft zurückgezoogen. Am 8. September gings wieder vor in die Schützengräben bei La Rochelle, am 10. September wurden wir unter schwerem Artilleriefeuer in die vorderste Linie vorgezogen, um die früher von uns ausgehobenen Gräben bei Deuxville zu beziehen. Feindliches Artilleriefeuer fügte uns während dieser Tage manche Verluste zu, die Infanterie aber ließ uns unbehelligt, worüber wir nicht gram waren. Es eilte uns ja nicht, in die Massengräber zu kommen, die wir bei unserem Vor- und Rückmarsch immer neu erstehen sahen.

Samstag, den 12. September, wurde abgebaut. Unser Reservekorps wurde herausgezogen und sollte eine andere, neue Aufgabe bekommen. Unter ausgezeichneter Verschleierung verließen wir früh 4 Uhr lautlos und vom Feinde unbemerkt, unsere Stellung und rückten auf entsetzlichen Wegen unter strömendem Regen gegen die deutsche Grenze zurück nach Bathelemont und von da als Nachhut des Bataillons nach Vic. Dort war alles von Truppen überfüllt, aber dennoch gelang es mir, für meine Kompagnie ein ganzes, leerstehendes Haus als Quartier zu bekommen. Alles war glücklich; denn wir waren der Kultur wieder etwas nähergerückt. Wir fanden seit langer Zeit wieder Betten und anständige Zimmer zur Unterkunft. Meine Leute richteten sich wohnlich ein, wuschen sich unter einer richtig gehenden

Wasserleitung, aßen friedensmäßig und schliefen wie die Murmeltiere, auf Fußböden, Sofas, ja sogar in der Badewanne. Alle erholten sich sichtlich und waren mit dieser ungeahnten Ruhestellung recht zufrieden. Der 13. und 14. September brachte uns nur harmlose Schanzarbeiten zu Befestigungsanlagen.

Nun wurde unsere Reservedivision mit dem Grenzschutz beauftragt. Am Dienstag, 15. September, rückte unser Bataillon nach Dürkastel in Französisch-Lothringen, wo wir in regelrechte Ortsunterkunft untergebracht wurden. Angesichts der Ängstlichkeit der Franzosen winkten uns angenehme Tage. Wir machten Dienst wie in der Garnison. Vor dem Dorf wurde exerziert, Appelle wurden gehalten, die Bekleidungs- und Ausrüstungsgegenstände neu hergerichtet und gereinigt, im übrigen wurde gewohnt, verpflegt, gelebt. Alles atmete auf kurze Zeit Ruhe und Frieden. Auch unsere Feldgeistlichen, die bisher nur zu kurzen, oft durch Granatfeuer gestörten Andachten Zeit und Ort finden konnten, nutzten die Ruhepause. Unser tatkräftiger Divisionspfarrer Höfler ritt rastlos von Ort zu Ort umher und stärkte in Feldgottesdiensten mit seinen markigen Worten die Truppen in Mut und Gottvertrauen. Sogar der Heimat waren wir nähergerückt; die Feldpost kam mit einer fast regelmäßigen Pünktlichkeit und viele harte Soldatenaugen leuchteten strahlend auf, wenn nach Hunderten die Feldpostpaketchen verteilt wurden. Manche rauhe Soldatenhand strich zärtlich über die Liebesgaben, die uns aus der fernen Heimat zugetragen wurden. Wußte man doch nie, ob sie nicht schon morgen als „unbestellbar" zurückgingen. Krieg ist Krieg!

Und er meldete sich auch bald wieder bei uns. Am Samstag, 19. September, kamen wir auf Vorposten in der Linie Arracourt—Juvricourt. Ich sicherte mit meiner Kompagnie den linken Flügel Juvricourt—Rechicourt. Die Franzosen lagen uns in geringer Entfernung gegenüber. Während sie auf dem rechten Flügel unsere Vorpostenkette sich auf Scharmützel einließen, waren sie auf unserm linken Flügel sehr zahm. Sie vergeudeten erfolglos manche Granate gegen uns, hielten insbesondere die breite Straße Juvricourt—Rechicourt unter ständigem Artilleriefeuer, konnten dadurch aber nicht verhindern, daß meine Patrouillen mit Gewandtheit sich im abgewendeten Straßengraben vorschoben und so ohne Verluste die ganze feindliche Aufstellung ausgezeichnet erkundeten. Am 20. September, einem prachtvollen, sonnigen Herbstsonntag, wurden wir abgelöst und marschierten wieder in unsere Ortsunterkunft Dürkastel zurück.

Nochmals kamen für uns einige Tage in friedlichem Dienst, der nur am 24. September durch einen Vormarsch nach der Weinberghöhe bei Vic zur Vornahme von Befestigungsarbeiten und Anlage von Schützengräben unterbrochen wurde. Doch alles Schöne nimmt einmal ein Ende, so auch unsere friedlichen acht Tage in Dürkastel. Der Abmarschbefehl kam.

Freitag, den 25. September, verließen wir diesen Ort. In ruhigem, ungestörten Marsch wurden wir nach Morville an der Nied gezogen, am 26. September nach Silegni bei Pont à Mousson. Die Straßen und das Ortsbiwak waren gut, die Truppen erholt und bei guter Laune; es herrschte Manöverstimmung. Von Silegni

rückten wir am 28. September früh 1/24 Uhr ab nach Metz. Dort wurden am Rangierbahnhof unsere Bataillone zum Bahntransport bereitgestellt und verpflegt. Wir Frontkrieger kamen uns vor wie im Himmelreich. Großstadtluft konnten wir wieder einmal atmen; alles war kultiviert, fast elegant. In einem richtigen Café konnte ich frühstücken, Kaffee mit Weißbrot, Butter und Honig. Wie lange hatten wir so etwas nicht mehr gesehen! Sogar Zeitungen hingen an der Wand. Es war alles so schön, für uns so ungewohnt, daß wir rasch in den Blättern nachsahen, ob man nicht vielleicht heimlich Frieden geschlossen habe. Dies war aber leider nicht der Fall; denn die rauhe Wirklichkeit trat wieder in den Vordergrund. Um 12 Uhr mittags wurden wir kriegsmäßig einparkiert und fuhren in langsamer, endloser Fahrt, die nur durch den Anblick des durch Gefechte berühmt gewordenen Geländes interessant unterbrochen wurde, bei unbekanntem Ziel über Lüttich, Namur, durch das vielfach zerschossene südliche Belgien hindurch nach Valenciennes in Nordfrankreich, wo wir am Mittwoch, den 30. September, früh 10 Uhr überraschend angehalten und ausgeladen wurden. Die französische Bevölkerung nahm eine feindselige Stellung gegen uns ein. Sie gab nur gezwungen Auskunft und zeigte uns meist haßerfüllte Gesichter. Ich konnte selbst einen Beweis dafür buchen. Während unsere Mannschaft am Bahnhof verpflegt und das Gepäck verladen wurde, hatte ich etwas Zeit. Es schoß mir durch den Kopf, daß ich einmal von dem Wert und der Schönheit der „Valencienner Spitzen“ gehört habe, und ich beschloß, meiner Frau nachträglich eine Geburtstagsfreude zu machen und ihr solche Spitzen zu kaufen. Gleich

gegenüber vom Bahnhof war ein elegantes einschlägiges Geschäft. Ich ging auf die Glas-Ladentüre zu und wollte eben öffnen, als eine Verkäuferin innen auf die Türe zusprang und sie abschloß. Nicht aus Angst vielleicht, denn ich war ganz allein und unsere Lage durchaus friedlich, aber aus Haß, wie ich aus ihrem Gesichte schließen konnte. Leider wurde ich sofort wieder zu meiner Kompagnie zurückgerufen, sonst hätte ich eine höflichere Behandlung erzwungen.

Gegen Mittag gings weiter, durch die grimmig dreinschauende Bevölkerung, die uns bei unserem Durchmarsch durch die Straßen mit ihren Blicken erdolchte. Wir ließen ihr die Freude; denn wir liebten sie auch nicht. Ein heißer, langer Vormarsch über Abscont—Aubergicourt führte uns nach Fosse, wo der Gegner gemeldet war. Bisher waren uns keine deutschen Truppen begegnet. Es wurde uns auch bald bekannt, daß unser 1. Reservekorps hieher gezogen worden sei, um eine Lücke auszufüllen. Unser Regiment war unter den ersten herangezogenen Truppenkörpern und daher an der Spitze. Dies reizte uns. Alte Indianergeschichten wurden in uns wach. Wir waren förmlich auf dem Sprung. Zunächst besetzten wir kampflos die Höhen bei Fosse und bezogen auch dort gegen Abend Vorposten. Ich kam mit meiner Kompagnie zur Vorpostenreserve nach Aniches in äußerste Alarmbereitschaft. An Schlafen war nicht viel zu denken. Ich legte meine Leute geschlossen in ein Kaffeehaus am Markt unweit dem Ortsausgang, um sie bei Alarm alle sofort in der Hand zu haben. Das Gastzimmer bot ein echt kriegerisches Bild: auf den langen, roten Sammetpolstern an der Wand, auf den aneinander

geschobenen, weißen Marmortischen, hinter dem Büfett, auf allen Stühlen saßen meine Leute und versuchten zu schlafen; dazwischen standen in den freien Ecken leere Kaffeetassen umher oder Tafelaufsätze mit Kuchen oder anderen Süßigkeiten und auf dem Boden und an den Kleiderhaken waren die Tornister, Gewehre, Helme und Ausrüstungsgegenstände untergebracht. Der Inhaber des Kaffeehauses und die Kellnerinnen baten mich um Schutz und Ordnung. Ich versicherte ihnen, daß diese Bitte bei uns überflüssig sei, da unsere Leute so diszipliniert seien, daß sie auch ohne Befehl ihrer Offiziere Zucht und Ordnung hielten. Ich hatte recht und quittierte bei unserm Abrücken mit einem stolzen Lächeln, als mir der Inhaber dankte und versicherte, meine Leute hätten nicht einmal den auf dem Büfett offen herumstehenden Kuchen oder die Süßigkeiten angerührt. So verhielten sich unsere deutschen Truppen, die nur von kärglichem Kommiß und gelegentlicher Mahlzeit lebten, mitten im Krieg. Dazu ein Gegenstück: Im Jahre 1920 hielt ich mich während der Besetzung der Rheinpfalz in der vollbesetzten Bahnhofswirtschaft II. Klasse in Ludwigshafen auf. An einem runden, großen Tisch, der die Tafel „belegt" trug, saßen vier Offiziere der Besatzungsarmee. Als sie fortgingen, mußten sie am Büfett vorbei, auf dem mehrere Tafelaufsätze mit Kirschen, größerem Obst oder anderen Eßwaren standen. Im Vorbeigehen griff einer von ihnen in die Schale mit Kirschen, nahm sich eine ganze Hand voll, steckte eine Kirsche in den Mund und — — spuckte den Kern mitten unter die gedrängt sitzenden Leute!! Oben die von den Franzosen „boches" genannten deutschen Soldaten während des Krieges, und hier — —?

Wie rasch würde wohl ein deutscher Offizier im umgekehrten Falle vor ein Kriegsgericht gestellt worden sein, wenn er sich ebenso verhalten hätte. —

Der Feind ließ unsere Vorposten in Ruhe. Am 1. Oktober früh 7 Uhr rückten wir von Aniches ab und als rechte Seitenkolonne gegen Douai vor; unsere linke Seitenkolonne stand schon mit den Franzosen im Kampf. Das schwere feindliche Artilleriefeuer fügte uns manche Verluste zu. Ich erhielt zusammen mit der 4. Kompagnie den Sonderauftrag, zwei französische Kompagnien aus Lallaing, von wo aus sie uns flankieren wollten, hinauszuwerfen, was uns auch ohne wesentliche Verluste gelang. Wir stießen wieder zu unserem Regiment, bekamen die Vorhut und mußten bei unserem gefährlichen Vormarsch manchen braven Mann fallen sehen, nicht zuletzt durch die Zivilbevölkerung, die jedem Völkerrecht zuwider am Kampfe teilnahm und hinter großen Strohhaufen oder aus den Fenstern der Häuser auf uns schoß. Es ging aber unaufhaltsam vorwärts. Kurz vor Douai erhielt ich den Befehl, mit meiner Kompagnie den nördlichen Ortsrand von Douai zu nehmen. Ich ging unter ständigem feindlichen Feuer in losen Schützenketten gegen die Häuserreihe der Stadt vor, fand aber die Franzosen schon im Weichen. Wir verfolgten nun den Feind nachdrücklichst und fügten ihm schwere Verluste zu. Ich ließ die Kanalbrücke besetzen, wodurch wir den fliehenden Feind in eine Falle nehmen konnten. Es gelang uns so, viele Gefangene zu machen und ein Maschinengewehr zu erbeuten. Meine Leute mit staub- und pulvergeschwärzten Gesichtern schlugen sich tapfer und waren stolz darauf, als Erste Douai genommen und

unsern folgenden Truppen den Weg bereitet zu haben. Unsere Verluste waren mäßig.

Douai war genommen. An Ort und Stelle bezog ich Vorposten. Während der Nacht stöberten wir unausgesetzt noch Reste der feindlichen Truppen auf, die entweder mit hocherhobenen Armen und weggeworfenen Gewehren auf uns zukamen oder in den Straßengräben lagen und sich tot stellten oder sich nach kurzem Feuerwechsel ergaben. Unser Sieg war in jeder Beziehung vollkommen. Ich nächtigte im Parterrezimmer eines Hauses, abwechselnd mit meinen beiden Zugführern auf Stühlen schlafend. Während meiner Wachezeit schrieb ich noch eine Karte an meine Frau. Es war die letzte, denn nun brach *mein* großer Tag an.

Die Verwundung

Am Freitag, den 2. Oktober 1914, — es war der Geburtstag unseres allverehrten Generalfeldmarschalls v. Hindenburg — früh 7 Uhr erhielt ich den Befehl, meine Vorpostenstellung aufzugeben und wieder zu meinem Bataillon zu stoßen. Unser Regiment setzte sich dem weichenden Feind auf die Fersen.

Ohne besondere Schwierigkeiten, lediglich durch schwaches Artilleriefeuer gestört, rückten wir bei prachtvollem Wetter auf guten Straßen bis Querry la mode vor. Dort wurde — es mag 9 Uhr gewesen sein — Halt gemacht. Der Feind hatte sich gestellt; unsere Division war bereits in den Kampf eingetreten. Das I. Bataillon stand zunächst nur in Bereitschaft. Aber daß wir uns schon im engsten Gefechtsbereich befanden, zeigten uns

die Schrapnells, mit denen der Feind die Ortschaft abstrich, und manches uns umpfeifende irrlaufende Infanteriegeschoß. Eines sauste einmal so dicht an den Ohren meines Pferdes vorüber, daß dieses in jähem Schrekken einen Satz machte und offenbar glaubte, sein letztes Stündlein sei gekommen. Dies veranlaßte mich abzusitzen und den Gaul hinter ein Haus in Sicherheit zu bringen. Ich sollte ihn nie mehr besteigen. Gegen zehn Uhr wurden wir vorgezogen und kompagnieweise nacheinander in das Gefecht eingesetzt; meine Kompagnie blieb zunächst zur Verfügung des Kommandeurs. Um ihren zurückgehenden Truppen Zeit zu verschaffen, wollten die Franzosen offensichtlich ein lange hinhaltendes Treffen liefern. Das Gelände war dazu nicht schlecht gewählt. Der Feind hatte einige auf halbem Hang liegende Dörfer und die dahinter aufsteigenden Höhenzüge besetzt, während wir teils über flache, offene Wiesen, teils bergan über Äcker oder ähnliche Hindernisse gegen ihn anrennen mußten. Dazu hatte sich der Feind gut eingerichtet: von den Ortsrändern überschüttete uns die Infanterie, von den Kirchtürmen her das Maschinengewehr und von den Höhen aus die Artillerie mit ihrem ununterbrochenen Feuer. Die Wirkungen waren nicht gering. Mancher alte Kamerad kroch mit irgendeiner Verwundung aus der Schützenlinie in die nächste Dekkung zurück oder wurde, soweit möglich, auf einer rasch konstruierten Bahre zurückgetragen. So auch der Führer der 4. Kompagnie, Oberleutnant d. Res. Klöhr, dem der Bleihagel der Schrapnells ein Bein zerschossen hatte. Die Stimmung meiner Leute, ihre Kampfesfreude blieben aber ausgezeichnet; man war das alles gewöhnt und

ließ sich nicht mehr vom Feind imponieren. Nicht uninteressant waren auch andere Wirkungen des unausgesetzten Feuers. Vor meiner Stellung hatte das Gefecht offenbar zwei Kühe auf der Weide überrascht. Sie standen regungslos nebeneinander. Für uns boten sie eine ganz hübsche Deckung. Da fiel eine Kuh, vom Schrapnellblei getroffen, mit einem Schlag auf die Seite. Dies störte die andere Kuh aber gar nicht. Sie blieb nach wie vor unbeweglich stehen und harrte der Dinge, die mit Sicherheit auch über sie kommen mußten.

Infolge der Geländeschwierigkeiten ging das Gefecht langsam vorwärts. Die Zeit verstrich, ohne daß man es merkte. Man war zu viel beschäftigt, um darauf zu achten. Es war schon spät am Nachmittag, als es uns gelang, das Dorf Izel zu nehmen und die Franzosen auf die dahinter gelegene Höhe zurückzudrängen. Ich erhielt nun gegen ½7 Uhr abends den Befehl, ihnen nachzustoßen und die Höhe zu nehmen. Ohne schwere Verluste brachten wir auch bald die Franzosen zum Weichen und konnten dabei etwa dreißig Gefangene machen. Wir setzten weiter nach, wurden aber bald durch ein heftiges Feuer aus dem Dorfe Frénois aufgehalten.

Meine Kompagnie schoß ausgezeichnet, denn das feindliche Infanteriefeuer wurde sichtlich schwächer und die Maschinengewehre auf dem Kirchturm von Frénois, die ich durch eine Gruppe besonders unter Feuer nehmen ließ, waren bald verstummt. Nur die Artillerie war offenbar von unserer eigenen nicht zu erreichen. Sie überschüttete uns mit Granaten und Schrapnells. Ich lag direkt hinter meinem mittleren Zug, als einziger Offizier der Kompagnie, denn mein Leutnant hatte während des Gefechts die

verwaiste 4. Kompagnie übernehmen müssen. Ich stützte mich gerade auf die beiden Arme auf und brüllte meinem Zug am rechten Flügel zu, er solle von der im Sonnenlicht weiß glänzenden Straße wegkriechen, damit er der feindlichen Artillerie nicht ein leichtes Ziel biete, — da — — sah ich plötzlich nichts mehr. Ich fühlte nicht den geringsten Schmerz, merkte nur, daß sich mein rechtes Auge wie ein Vorhang abrollte. Dann wars dunkel. Ich langte ins Gesicht und fühlte Blut. Immer noch ohne jeden Schmerz kapierte ich doch allmählich, daß ich getroffen sei und meine Kompagnie nicht mehr führen könne. Soweit ich bei dem Feuerlärm dazu in der Lage war, schrie ich gegen meinen linken Flügelzug meinem Offiziersstellvertreter zu, er solle die Kompagnie weiter führen; dann drückte ich die Nase in die Erde und begann an meiner Wunde herumzuputzen, in der Hoffnung, dadurch wieder etwas sehen zu können. Mein Ruf zu meinem mittleren Zug vor mir, es sollten zwei Mann zu mir zurückkriechen, um mich in die nächste Deckung zu ziehen, blieb ungehört. Jeder meiner Kompagnie, so vertraue ich mit Recht, hätte seinem Kompagnieführer diesen letzten Liebesdienst getan, aber keiner konnte mehr. Denn wie ich später erfuhr, war eine Granate fast unmittelbar vor meinem mittleren Zug eingeschlagen und hatte außer mir noch fast den ganzen Zug vernichtet. Aber der Halbzug, den ich als Unterstützungstrupp etwa 100 Meter hinter einem großen Strohhaufen zurückgelassen hatte, leistete mir Hilfe.

Im schärfsten Feuer krochen zwei Mann zu mir vor, nahmen mich unter die Arme und trugen mich, oft von dem Luftdruck der einschlagenden Granaten umgeworfen,

zum Unterstützungstrupp zurück, wo sie, tatkräftig unterstützt von dem wackeren Unteroffizier d. Res. Förster, mir einen Notverband anlegten. Ich durfte mit Befriedigung diese tapfere Tat meiner Leute buchen; wer seinen Vorgesetzten nicht achtet, riskiert nicht sein Leben, damit er ihn rette. Dann brachte mich der Führer meines Unterstützungstrupps, Unteroffizier d. Res. Friedrich Kummer, wohl der schneidigste, gewandteste und brauchbarste Mann meiner ganzen Kompagnie, zum Haupttruppenverbandsplatz, der in der Kirche eines nahen Dorfes angelegt war. Als mich Sanitätssoldaten übernehmen wollten, rief Kummer: „Nein, wir geben unsern Oberleutnant nicht her!", und ruhte nicht, bis er mich persönlich auf den Verbandstisch der Ärzte hingelegt hatte. Ein wohltuendes Gefühl durchzog mich bei diesen Worten. Treue um Treue! Ich habe versucht, treu für euch zu sorgen, ihr Kameraden meiner Kompagnie, es war schön, daß ihr mir auch durch diesen Mann eure Treue bewieset. Dank sei ihm dafür! Auch ihn deckt heute der grüne Rasen auf dem Felde der Ehre.

Vom Haupttruppenverbandsplatz brachte mich das Sanitätsauto nach dem nächsten Feldlazarett Cambrai. Unterwegs begann die Wunde das erste Mal zu schmerzen. Es stieg so langsam eine Ahnung in mir auf, das Gefühl, daß es auf der ganzen Linie für mich aus sein solle. Hier auf diesem Transport schon fand ich mich vollkommen damit ab, vielleicht den letzten Blick in die Welt getan zu haben. Mein Vaterland war das wert. Auch daß ich infolgedessen von meinem Zivilberuf Abschied nehmen müsse, ahnte mir; mein Herz blieb ruhig dabei. Aber bei dem Gedanken, vom Dienst fürs Vater-

land, von meinem lieben, lieben Militär auch Abschied nehmen zu müssen, pochte mein Herz lebhafter. Das ward mir schwer, bitter schwer! Dabei wurde es mir wirklich dunkel um die Augen!

In Cambrai war das Feldlazarett in einem Schul-haus untergebracht. Ich lag dort eine Woche, bestens umsorgt von teilnehmenden Schwestern und hilfsbe-reiten Ärzten. Es stand unter der Leitung eines Pro-fessors Dr. Berger aus München, wie mir eine Schwe-ster erzählte. Ob ich den Namen in meinem damaligen Zustand aber richtig behalten habe, dafür kann ich nicht mehr bürgen. Denn von den sieben Tagen meines dortigen Aufenthalts weiß ich nur, daß ich gleich nach meiner Einlieferung einen unglaublichen Schüttelfrost bekam, zweimal auf dem Operationstisch lag und ein-mal Suppe als Speise zu mir nahm. Sonst waren Geist und Körper völlig ausgeschaltet. Das Wundfieber herrschte. Am Freitag, den 9. Oktober, erklärte mir der Arzt, ich müsse nach Deutschland geschafft werden, da man hier die für meine Wunde benötigten Instrumente nicht habe. Noch am gleichen Tage fuhr der Verwun-detenzug ab. Ich fühlte mich im allgemeinen recht wohl, konnte auch schmerzlich teilnehmen an den vielen Leiden, die mich beim Heimtransport umgaben. Ich wurde für das Lazarett in Düsseldorf eingeteilt. Nach zwei Tagen, 11. Oktober, kamen wir dort an, ohne daß sich inzwischen eine Verschlechterung bei mir eingestellt hätte. Die dank-barste Liebe, innigste Teilnahme und eifrigste Hilfsbe-reitschaft der Bevölkerung trat uns bei unserer Ankunft in Düsseldorf entgegen. Ich hatte ja Glück; ich wurde noch in einer Zeit verwundet, in der das ganze deutsche

Volk nur an einen Sieg glaubte und jeden seiner Söhne, die ihr Blut draußen im Kampf fürs Vaterland vergossen hatten, mit Tränen der Dankbarkeit in die Arme schloß. Ich fühlte kein Leid, keinen Schmerz, nur das stolze Gefühl der Pflichterfüllung durchzog meine Brust. Und im übrigen — — komme, was kommen mag, — — alles für dich, mein Vaterland!

2. Die Folgen!

In Düsseldorf wurde ich in dem Reservelazarett Marienhospital untergebracht und dort zusammen mit etwa 250 Verwundeten in ganz hervorragender Weise versorgt. Ich erhielt ein gemütliches Zimmer für mich allein und wurde „als Schwerster" des Lazaretts von den Schwestern und Ärzten besonders fürsorglich behandelt. Meine Wunde schmerzte mich allmählich sehr. Da ich es aber nicht gerade für heldenhaft hielt, über die Schmerzen zu klagen, schluckte ich sie solange hinunter, bis ich sie meinem Arzt, um ihn in der Behandlung nicht irrezuführen, eingestehen mußte. Ich war dem Augenarzt Sanitätsrat Dr. Asmus unterstellt worden. Eine vorsichtigere Hand, ein teilnehmenderes Herz hätte ich wohl nicht leicht finden können, und er war es nicht zuletzt, der mir die Wunde, die körperlich und seelisch brannte, nach allen Kräften zu erleichtern strebte. Bei der Behandlung fühlte ich geradezu heraus, daß kein Mensch lieber mir das Augenlicht verschaffen wollte als er. Ich sehe ihn noch auf meinem Bettrand sitzen, wie er mir täglich beim Auswechseln meines Verbands prüfend

ein kleines Flämmchen vor die Augen hielt und mich mit ängstlich neugieriger Stimme fragte, ob ich etwas sähe. Wenn ich dann in meinem bayrischen Dialekt erwiderte: „Gor nix,“ dann sagte er mir ganz traurig nach: „Leider gor nix.“ Lange studierte er mein seelisches Gleichgewicht, bis er mir so ganz beiläufig anvertraute, daß nach seinem Befund offenbar ein ganz kleiner Granatsplitter zur linken Schläfe eingedrungen sei und, quer durch den Kopf gehend, die Augen und alle hinter ihnen liegenden Organe, auch den Geruchsnerv, zerstört habe. Er hätte nicht so vorsichtig zu sein brauchen, denn ich habe schon auf dem Schlachtfeld gleich nach meiner Verwundung gefühlt, daß es da oben Schluß sei. Hoffnung hatte ich nie, konnte also auch keine verlieren. Das Wort „pro patria“ ruft eine wunderbare segensreiche Wirkung hervor. Mein Allgemeinbefinden, körperlich und seelisch, war von Anfang an ausgezeichnet. Ich hatte mich gleich mit der Sache abgefunden und mir die Aufgabe gestellt, meine Wunde auszuheilen und dann auf der verbleibenden Grundlage mit aller Energie ein neues Leben aufzubauen: auf welche Weise, das mußte mich erst die Erfahrung und die Zukunft lehren. In diesem Gedanken fühlte ich mich so fest, daß es mich fast komisch berührte, als bald nach meiner Einlieferung ins Lazarett der Pater Rektor mich in religiöser Weise zu trösten begann und — — auf den Tod vorbereitete; wohl hatte er von seinem Standpunkt aus ganz recht, aber ich war doch froh, daß mein großer Kopfverband kaum Nase und Mund frei ließ und das ganze Gesicht verdeckte und so der Geistliche das Lächeln nicht sah, das meinen Mund umspielte. Wenn ich natürlich auch nicht wußte, was mir die Zukunft brachte,

ans Sterben dachte ich nicht, dazu fühlte ich mich viel zu kräftig.

Selbstverständlich aber machte sich bei mir bald das Gefühl der Ohnmacht und Hilflosigkeit bemerkbar, damit jedoch auch der langsam beginnende Drang, die auftauchenden Hindernisse zu bekämpfen. Wenn ich auch selbständig trinken konnte, so fiel mir das Essen doch schwer. Es ist eigenartig, wie ungeschickt man sich stellt, wenn man mit dem Suppenlöffel seinen in einem Verband versteckten Mund finden soll. Aber mein fröhlicher Sinn half mir über diese peinliche Lage hinweg. Ich ließ mich zunächst ruhig wie einen Säugling von der Schwester füttern, machte meine Witze, wenn sogar sie etwas verschüttete, und bekam dabei soviel selbständiges Gefühl, daß ich bald, um mich militärisch auszudrücken, meinen „Brotladen“ allein fand. Schlimmer war es mit Lesen und Schreiben. Die reichlich für mich einlaufenden Briefschaften wurden mir durch fremde Personen vorgelesen. Das störte mich sehr, zumal die Briefe begreiflicherweise oft nicht für Fremde bestimmt waren. Als mir ein guter Freund in der fälschlichen Meinung, ich könne noch lesen, einen Brief stenographierte, mußte ich erst eine Person ausfindig machen, die Gabelsberger Stenographie kannte. Es fand sich ein niedliches, elegantes, junges Mädchen, das als freiwillige Helferin im Lazarett tätig war. Brav buchstabierte sie mir den Brief vor. Wie sie aber zu der Stelle kam, die da hieß: „Verflucht seien die Saufranzosen, die Dich so gemein hinaufgeschossen haben . . .“, da wurde sie sichtlich rot, machte vor dem Wort „Sau“ staunend Halt und sah mich, — ich hörte dies aus dem Schall

ihrer Stimme — fragend an. Ich bestätigte ihr sofort lachend, sie habe ganz richtig gelesen, zog aber daraus gleich den Schluß, daß ich mir künftig weniger zart besaitete Vorleserinnen wählen müsse. Durch die Gewohnheit kam ich schließlich über das unangenehme Gefühl, jedes geschriebene Wort durch fremde Augen laufen zu lassen, hinweg. Es dämmerte mir auch etwas von einer Blinden-Punktschrift und ich setzte auf diese meine Hoffnung für die Zukunft.

Nicht viel anders ging es mir mit dem Schreiben. Selbst konnte ichs nicht machen und jeden auf meine jetzige Lage eingestellten Gedanken anderen diktieren zu müssen, fiel mir sehr schwer. Ich suchte nach Hilfe. Auf meinen Wunsch fertigte mir ein Buchbinder auf Pappe eine Schreibtafel an, die gitterartig mit waagrechten Pappestreifen bedeckt war; dazwischen sollte ich auf unterlegtem Papier mit Blei schreiben. Um andeuten zu können, an welcher Stelle ich bei der Anfertigung eines Schriftstücks stehen geblieben sei, erfand ich mir eine Klammer aus Kork, die mit einer Schnur an der Mappe befestigt war und an jeder gewünschten Stelle in den Pappestreifen gezwickt werden konnte. Das Schreiben ging aber schwer und machte vor allem die Schrift deshalb fast unleserlich, weil die langen Buchstaben wegen der Gitterzeilen keinen Raum fanden. Da ließ ich mir keine grauen Haare wachsen. Ich kam zur Überzeugung, daß ich eine Vertrauensperson brauche, die mir über all diese Hindernisse hinweghelfen könne, bis ich selbst das Geeignete gelernt habe. Und dazu gabs nur eine auf der Welt, — meine Frau! Ich bat sie in einem liebeglühenden Brief, den ich der Schwester dik-

tierte, ich sei nun in Deutschland im Lazarett und sie möge kommen und mich pflegen. Das Lazarett hatte dazu seine Genehmigung schon erteilt. Der Gedanke, sie könne vor meinem bis zur Nasenspitze eingewickelten Kopf erschrecken oder, wie man es von vielen andern Frauen hörte, vor dem verstümmelten Mann die Flucht ergreifen, kam mir gar nicht; ich kannte meine Frau zu gut.

Es währte auch nicht lange, da kam sie, lachend, stolz, hilfsbereit. Die gutgemeinten Vorbereitungen, die man ihr im Lazarett durch mehrere Instanzen hatte angedeihen lassen, ehe man sie zu mir herein ließ, vermochten nicht, ihr inneres Weh nach außen in die Erscheinung treten zu lassen. Nun war ich geborgen. Ich führte ihr strahlend meine Künste im selbständigen Essen und Trinken vor, übte mit ihr Schreiben und ließ mir von ihr vorlesen. Ihr fröhliches Wesen ließ keinen trüben Gedanken in mir aufkommen.

Und doch wurde die Lage sehr ernst. Die Wunde eiterte. Die Schmerzen vermehrten sich. Ein Kamerad hatte mir zusammen mit allen Offizieren meines Bataillons aus dem Felde eine Karte geschickt und nebst guten Wünschen darauf bemerkt: „Hoffentlich ist Ihre Wunde nicht so furchtbar wie sie aussah.“ Allmählich kam mir das Gefühl, daß sie schon so furchtbar sein müsse, denn der rasende Schmerz zerriß mir fast das Gehirn. Kein Eisbeutel, kein Morphium half. Der Arzt mußte zur Operation schreiten. Die Augenhöhle sollte gereinigt, der Eiter entfernt werden, damit er nicht auf das Gehirn übergreife. Der Eingriff wurde um 8 Uhr morgens vorgenommen und verlief sehr gut. Von Nachwirkun-

gen der Narkose keine Spur. Ja, ich setzte die Schwester in Erstaunen, als ich, nachdem ich nach beendigter Operation gegen 11 Uhr wieder in meinem Bette lag, mein gewohntes zweites Frühstück erbat; ihr Staunen wuchs aber zu ungeheurem Schrecken, wie ich dazu auch meine gewohnte Flasche Bier verlangte. So etwas sei ihr in ihrem ganzen Leben noch nicht vorgekommen, erklärte sie mir voll höchster Freude, als sie mir das — übrigens sehr kleine — Fläschchen brachte. Hoffentlich hat sie nicht falsche Schlüsse daraus gezogen. Ich bin, weiß Gott, kein Trinker.

Die Heilung ging glatt vonstatten. Ich hatte keine Schmerzen mehr. Allerdings das Augenlicht, das mein Arzt fast noch mehr als ich selbst herbeiwünschte, kam nicht. Dadurch war ich nicht enttäuscht. Mein neues Leben hatte ja, wenn auch zunächst mit nur sehr schwachen Künsten, längst begonnen. Ich konnte nicht verstehen, daß andere Kriegsblinde oder Schwerverwundete unter dem wuchtigen Eindruck ihrer Verwundung monatelang in sich zusammenbrachen, der Verzweiflung nahe waren und sich schließlich nur noch die Art und Weise eines Selbstmords überlegten. Ist denn Blindsein wirklich ein unüberwindliches Opfer für das Vaterland? Nein, das darf es nicht sein! Meine Umgebung sorgte auch dafür, daß keine Schwermut aufkam. Der goldene Humor und die rührende Fürsorge meiner Frau ließen mich nichts vermissen. Mein Arzt lud mich, sobald sich meine Wunde gebessert hatte, zu musikalischen Abenden ein und führte mich so der wohltätigen Ablenkung durch Musik zu. Auch die Ibach-Werke, die bekannte Klavierfabrik, in Düsseldorf bereiteten den Schwerverwundeten

durch gesellige Abende mit musikalischen und deklamatorischen Vorträgen wohltuende Zerstreuung. Ebenso ließ die Bevölkerung Düsseldorfs es sich nicht nehmen, den Verwundeten durch feinfühlige Gaben und Darbietungen ihren Dank zu zeigen und sie so über schwere Gedanken hinwegzubringen. All dies war nur dazu angetan, zum Beginn eines neuen Lebens zu stärken und den Weg zum Licht zu ebnen.

Am 7. Dezember 1914 verließen wir das Lazarett in Düsseldorf. Das Eiserne Kreuz hing an meiner Brust. Es war also nicht umsonst gewesen, was ich getan.

3. Das dunkle Leben.

Ich fragte einmal einen Freund, warum er nicht heirate. Mit einer leisen Ironie gab er mir zur Antwort, er wage einen solchen Sprung ins Dunkle nicht. Daran mußte ich unwillkürlich denken, als ich das Lazarett verließ und damit für mich der erste Schritt in die Öffentlichkeit, der Sprung ins Dunkle im wahrsten Sinn des Wortes begann. Mein Freund war entschieden in einer besseren Lage. Er riskierte nur den Sprung in ein ungewisses Eheleben nicht, das er sich ohne äußere Schwierigkeiten mit Glück und einigem guten Willen selbst gründen konnte. Ich aber mußte mir unter unendlichen äußeren und inneren Beschwerden ein eignes Leben neu aufbauen. Und doch hätten wir uns am Ziele treffen müssen, wenn mein Freund mehr Mut gehabt hätte. Unser beider Weg, unser beider Sprung ins Dunkle konnte und mußte zum Glück führen, wenn nur wir

selbst uns richtig dabei verhielten. Das gerade war die schwierige Aufgabe, die sich mir nun entgegenstellte: auf einem mit vielen Hindernissen gepflasterten Weg durch eiserne Willenskraft, richtige Umstellung und Selbständerung ein befriedigendes Leben, ein neues Glück zu erreichen.

Diese Schwierigkeiten begannen schon auf der Straße und auf der Heimreise. Meine Gehversuche im Lazarett spielten sich alle im ganz engen Raume ab, fielen mir also nicht schwer. Anfangs bewegte ich mich am Arme meiner Frau, später auch allein, jedoch mit Hilfe eines Stockes, der mir die im Wege stehenden Gegenstände anzeigte. Zu den Zerstreuungen außerhalb des Lazaretts hatten wir stets ein Auto benutzt. Jetzt kam es anders. Bei der Bewegung auf der Straße, bei der Benutzung der Bürgersteige, beim Überschreiten großer, von Menschen und Fuhrwerken belebter Plätze, endlich beim Ein- und Aussteigen trat eine begreifliche Unsicherheit und Ängstlichkeit auf. Wenn man nichts sieht, aber im üblichen Zeitmaß sich in der Öffentlichkeit bewegen muß, den Verkehr jedoch von früher her kennt, dann glaubt man fortwährend an Bäume, Hydranten, Plakatsäulen, geöffnete Läden anzustoßen oder auf den Bahnhöfen mit den eilenden Menschen, herumstehenden Koffern, Treppengeländern und den „Bier, Limonade“ schreienden Wirtschaftsangestellten zusammenzuprallen, dabei sich selbst zu verletzen oder auf der Gegenseite Schaden anzurichten. Es wurde mir bald klar, daß all diese Hindernisse nur durch eigne Ruhe und Gewohnheit, vor allem durch einen sicheren Führer, dem man vollstes Vertrauen schenken muß, überwunden werden können. Es wurde mir aber

auch weiter klar, daß der Führer ein geübtes Auge und einigen Verstand braucht, sich daher nicht jeder zum Blindenführer eignet. Wenn der Laie zusieht, wie ein Blinder über einen verkehrsreichen Platz geführt wird, so stellt er sich das ganz leicht vor. Keineswegs. Der Führer muß ständig sein Auge wandern lassen, er muß mit kaltblütiger Ruhe im Getriebe der Menschen und Fahrzeuge die Lücken suchen, in denen er sich und seinen Gefährten sicher hindurchbringt; er muß, und das ist das schwierigste, immer die Breite der Lücke rasch berechnen, damit nicht nur er, sondern auch der neben ihm gehende Gefährte nicht anstößt oder erfaßt wird. Dazu muß er in der Lage sein, gleichzeitig noch seinen Blinden durch das Kommando „auf", „ab" auf die Unebenheiten des Weges, z. B. beim Überschreiten von Straßenbahninseln usw. aufmerksam zu machen. Wie oft hat mich in meinem späteren Leben einer auf Straßen oder Bahnhöfen in liebenswürdigster Weise geführt und ist dabei in nervöser Eile um ein Hauseck gebogen, so daß ich anschlug, er aber ganz gut herumkam. Die folgende Entschuldigung hilft dann nichts mehr. Meinen Schmerz hatte ich weg. Oder er stieg, ohne mich zu warnen, vom Bürgersteig herunter, während ich, überrascht, wie ein Tölpel herunterstolperte. Das macht mißmutig. Der Führer hat also sicherlich kein leichtes Amt. Ruhe und Aufmerksamkeit sind sein erstes Gebot.

Meine Frau hatte sich als meine Führerin diese Gewandtheiten außerordentlich bald, fast von Anfang an angeeignet. Wie eine Mutter ihr Kind auf der Straße sofort sicher führt, so mag auch bei meiner Frau der Umstand förderlich gewirkt haben, daß ihr eigner Mann

sich ihrer Führung anvertraut; denn bei eigenen Angehörigen ist man vielleicht noch vorsichtiger als bei fremden Leuten. Ist aber der Führer gut, so wird gleich auch der Blinde sicherer und ruhiger. Dies zeigte sich bei uns schon auf unserer Heimreise.

Wir wollten von Düsseldorf nach Grünstadt in der Pfalz reisen, um dort im Hause meines Schwiegervaters das erste Mal nach meiner Verwundung mit unseren Angehörigen zusammen zu sein und gemeinsam das Weihnachtsfest zu feiern. Hatte ich schon auf dem Weg vom Lazarett zur Bahn den nicht gerade leichten Verkehr mit der Öffentlichkeit kennengelernt, so traten mir gleich beim Einsteigen in den Eisenbahnwagen und während der Reise fast ununterbrochen scheinbare Unmöglichkeiten entgegen, die bei einem empfindlichen Charakter ohne weiteres einen Zustand der Niedergedrücktheit und Verzweiflung hervorrufen konnten. Meine Lebensschule setzte bei jedem Schritt neu ein. Folgerichtig liefen dabei meine Anforderungen an den Führer und mein beginnender Drang nach Selbständigkeit und Selbsthilfe parallel. Schon das Einsteigen in den Wagen, das Platzfinden und Platznehmen bedarf für den Blinden und seinen Führer einer praktischen Schulung. Wie leicht sieht sich das theoretisch an und wie schwer ist es in der richtigen Ausführung! Der Führer, die hilfsbereiten Bahnbeamten oder die Passagiere sehen unbewußt jedes kleinste Hindernis und weichen ihm, ohne daß es ihnen auffällt, ganz von selbst aus. Der Blinde sieht aber und merkt davon auch nichts, solange er nicht gewohnt und geschult ist und ihm das feine Gefühl noch abgeht. Hilft die Begleit- oder Hilfsperson nicht richtig,

so wird ihre liebevolle Mühe schlecht bedankt, denn der Blinde wird unwillkürlich verstimmt, angesichts seiner Ohnmacht ärgerlich und verzweifelt. So gings auch uns gleich am Anfang.

Wir standen vor dem D-Zug-Wagen, um einzusteigen. Hätten sie es mich doch ruhig machen lassen, ich würde mich schließlich schon zurecht gefunden haben. Aber nein. Ein schwerverwundeter, ein kriegsblinder Offizier, in Uniform, mit dem Eisernen Kreuz an der Brust, damals, wo man noch vor Dankbarkeit überströmte, — — das genügte, daß alles zugriff. Während meine Frau vorausging und einen Platz suchte, hob mich der Schaffner links, ein Mitreisender rechts mit aller Kraft unter die Schulter auf die Trittbretter, stießen mich dabei in ihrem Übereifer natürlich an die Wagentüre an und zerrten mich in den Gang. Sie waren — hinterher bedauerte ich es von Herzen — sichtlich unangenehm überrascht, als ich mit dem Fuße aufstampfte und rief: „Lassen Sie mich doch los, die Beine haben sie mir ja nicht weggeschossen!" Sie ahnten ja nicht, was in mir vorging. Wie einen hilflosen Verstümmelten behandelten sie mich in ihrer fürsorglichen Liebe, aber ich w o l l t e doch nicht verstümmelt, ich w o l l t e nicht hilflos sein. Ich war gerade durch diese Hilfe gereizt worden. Nichtsdestoweniger zog oder, richtiger gesagt, trug man mich weiter, bis mir jemand wie einem ohnmächtigen Kinde zurief: „Da setzen Sie sich her, bitte." „Wo ist denn das ‚Da'?", antwortete ich in wenig dankbarem Tone, worauf man mich in eine Ecke drückte. Dort saß ich nun und biß die Zähne zusammen; denn ich war, was ja wohl keiner verstand, durch diese unrichtige

Hilfe verzweifelt. Die braven Menschen! Hätten sie mich einfach einsteigen lassen und mir zugerufen: „Gleich nach der Türe links gehen“, — ich hätte meinen Weg gefunden, wäre so weit gegangen, bis mir meine Frau als meine Führerin ihr „Halt“ zugerufen und gesagt hätte, daß der oder der Platz links oder rechts frei sei. Das ist Gewohnheit, das ist Übung. So machen wir es nach den ersten schlimmen Erfahrungen jetzt immer und sind dabei vollauf befriedigt und ich habe noch dazu das angenehme Empfinden, nicht hilflos gewartet zu werden, vielmehr das Meinige selbständig zu tun. Daraus folgt eine grundsätzliche Lehre für jeden, der sich teilnahmsvoll eines Blinden annimmt, sei es auf Reisen oder sonst im Verkehr: versetze dich verständnisvoll in die Lage des Blinden und mache ihn durch klare, kurze und richtige Zurufe auf alle Hindernisse aufmerksam, so wie sie sich dem B l i n d e n entgegenstellen, dann kennt er sich aus, macht alles allein, ist befriedigt und dankbar. Mit Worten wie „da“, „dort“ oder „hier“ kann der Blinde nichts anfangen, weil er ja den Fingerzeig, der solche hinweisenden Worte stets begleitet, nicht sieht. Zur Zurechtweisung eines Blinden gibt es nur ein „vorwärts“ oder „rückwärts“, „geradeaus“ oder „rechts“, „links“ usw.; aber auch diese Hinweise alle so, wie der Blinde in seiner augenblicklichen Stellung es sieht. Wieviele Leute gibt es, die ein solches Richtungsverhältnis nur von sich aus gesehen angeben und es einfach nicht in die Lage des ihnen gegenüber sitzenden Blinden umstellen können. Besonders ein Blinder in den Anfängen, der noch nicht das feine Gehör bekommen hat und noch nicht aus dem Schall der Stimme die Stellung des Kopfes seines

Gegenübers heraushören kann, muß Anspruch darauf machen, daß ihm alles von seiner Stellung aus erklärt wird.

Schon während unserer Heimfahrt begannen meine Frau und ich diese Schulung. Als wir von Düsseldorf aus dem Rhein entlang bis Worms fuhren, konnte das Weh, diese herrliche Gegend nicht zu sehen, gar nicht in mir aufkommen. Wir hatten beide fortwährend zu tun. Meine Frau schilderte und ich malte. Ich entwarf mir nach ihrer Schilderung ein eignes Bild von der Schönheit der Landschaft und dies so gut, daß ich schließlich alles sah und später selbst beschreiben konnte, wie wenn ich es mit leiblichen Augen gesehen hätte. Ist diese Schilderung richtig, d. h. umfaßt sie nur das Große und Ganze, das Gesamtbild, dann kann es der Blinde auch gut fassen und ruhig in gleichgültigen Kleinigkeiten auch abweichen. Schon auf dieser kurzen Reise haben wir beide viel gelernt und ich habe dabei mit bestem Erfolg den Weg gefunden, auf Reisen nichts zu vermissen. Der Wille ist die Grundlage für das ganze Leben des Blinden.

In Worms holte uns mein Schwiegervater am Zuge ab. Er schloß mich wortlos in beide Arme. Ich verstand diesen stummen Gruß. Das letzte Mal hatte er mich gesehen, als ich mit seiner Tochter vor dem Traualtar stand, und jetzt — —. Wohl war er als ein deutscher Mann, dem auch sein Vaterland über alles ging, stolz darauf, daß sein Schwiegersohn für dieses heißgeliebte Vaterland alles, vielleicht noch mehr als sein Leben gegeben hatte, aber daß ihm der innere Schmerz über den jähen Zusammenbruch aller Hoffnungen doch eine Träne aus dem treuen Vaterauge rollen ließ und ihm die Sprache

verwehrte, das war menschlich, allzumenschlich. Wir hielten uns aber alle stramm. Nur keinen Augenblick erliegen, nur nicht denken, wie es besser sein könnte, nein, fürs Vaterland alles! Schmählich, wenn es unter Klagen geschieht! Es gibt nur eine Gegenwart und Zukunft; aus ihr hole heraus, was dich zum Glück führt. Dieser Grundsatz schwebte wie ein leuchtender Stern über meiner Frau und mir; wir sind ihm gefolgt bis heute und dies zu unserem Besten.

So feierten wir denn in Grünstadt das Weihnachtsfest 1914. Mochten die teilnehmenden Angehörigen auch noch so gewaltsam eine Weihnachtsfreude vortäuschen, ein stummer, ernster Hauch lag über allem. Das Wort „O du fröhliche, o du selige ....“ gehörte der Vergangenheit an. Man konnte kaum zuhören, wenn man einmal aus nichts ahnenden Kinderkehlen dieses sonst so wohltuende Weihnachtslied erklingen hörte. Draußen lagen unsere Brüder in Kampf und Not und daheim Weihnachtslieder singen? Das ging nicht, darnach stand kein Herz. Und auf unserer Familie, auf mir selbst lastete ein weiterer schwerer Druck. Es war ja dunkel, außen und innen. Daran konnten die strahlenden, hellen Weihnachtslichter nichts ändern, im Gegenteil. Als ich in das Bescherzimmer geführt wurde, da — — biß ich sie wieder fest zusammen, meine Zähne. Nur nicht weich werden, nur nicht nachgeben! Und doch flogen meine Gedanken zurück, weit zurück in meine Kinderzeit, als wir damals in stundenlanger Erwartung vor dem Zimmer standen und neugierig durchs Schlüsselloch guckten; wie sich dann endlich die Türe auftat und wir geblendet in stummem Entzücken unsere Augen an dem reinen, fried-

lichen Glanz der Lichter des Weihnachtsbaumes weideten — — —. Und jetzt war alles dunkel, und ich hörte irgendwo ein leises Weinen. Wißt ihr, die ihr daheim bliebt und ruhig und sicher die lebende Mauer draußen um euch fühltet, was sie alle für euch gelitten haben, was sie innerlich empfinden? Wenn ihr es wißt, dann behaltet es gut im Gedächtnis!

An meinem Gabentisch ließ ich alle Geschenke durch meine Finger gleiten. Man hatte mich reich bedacht; jeder wollte mir eine Freude machen. Da fühlte ich ein Etui. Ich öffnete es, eine Blindenuhr lag darin. Im ersten Augenblick durchzuckte mich ein verzweifelter Schmerz. Eine besondere Uhr? Blind, blind, für ewig unfähig, einen Blick auf die Taschenuhr zu werfen? Eine Kleinigkeit wohl, und doch furchtbar. Aber es war rasch überwunden. Ich freute mich herzlich über das Geschenk und studierte mit begreiflichem Interesse die Einrichtung der Uhr, die, mit einem Sprungdeckel verschließbar, mir bei offenem Zifferblatt jede Zahl durch erhabene Punkte anzeigte und die Zeiger fühlen ließ. Ich konnte nun wieder auf die Minute die Zeit erkennen und war in meiner Selbständigkeit einen Schritt vorwärts gekommen. Weiter vorwärts!

Leicht gesagt, aber schwer gemacht. Das dunkle Leben brachte mir in der Folgezeit fast jeden Tag neue Schwierigkeiten und stellte mich vor schier unüberwindliche Aufgaben. Es hieß immer wieder Neues lernen, praktisch Neues erfinden, sich an Neues gewöhnen und nicht verzweifeln. Der Sehende ist sich gar nicht bewußt, was er alles mit den Augen macht, und hat daher gar keine Ahnung, was dem Blinden abgeht. Die kleinsten Klei-

nigkeiten muß sich der Blinde erst wieder aneignen, auf seine Lage umstellen und so zur Erlangung von Selbständigkeit und Freiheit angewöhnen. Die Umgebung muß ihm helfen, aber so, wie es dem Blinden verständlich ist. Das ist schwer, doch es geht. Dann wird dem Blinden alles leicht, er fühlt, daß er nichts verloren hat, und ist glücklich.

Darf ich ein kurzes Schlaglicht hineinwerfen in all die Dummheiten, die ich in den ersten Monaten meines dunklen Zustandes machte und die meine lieben Mitmenschen trotz bester Absicht und Hilfsbereitschaft eher verschlimmerten als beseitigten? In meinem ununterbrochenen Drang, wieder der alte Mensch zu werden, hatte ich natürlich stets das Bestreben, mich in der Wohnung frei zu bewegen. Der Blinde will jede fremde Hilfe möglichst bald abschütteln. Da hat das Dienstmädchen im Flur gerade ihren Wassereimer stehen lassen, über den ich natürlich stolpere und dabei selbst zu Fall komme oder den ganzen Boden überschwemme. Der Besen steht von der Reinigung her noch an der Wand und fällt, durch mich umgestoßen, mit großem Spektakel zu Boden, nicht ohne mit dem Stiel irgendetwas Zerbrechliches zu zerschlagen. Daß die Zimmertüre offensteht und ich mit dem Gesicht daran anstoße und mir das Augenglas, das ich aus ästhetischen Gründen trage, in Trümmer geht, ist selbstverständlich. Es ist überhaupt ein eigenartiger Zufall: als Blinder stößt man fast grundsätzlich so an oder schlägt so auf, daß es immer ein kleines Unglück gibt. Im Zimmer sind die Stühle nicht peinlich unter den Tisch gerückt und bieten mir den Stein des Anstoßes. Auf dem Tisch steht unvermutet eine Blumen-

vase, die ich, während ich nach einem Gegenstand greifen will, mit der Hand oder dem Rockärmel selbstverständlich umwerfe, und die schöne Kristallvase ist beim Teufel. Oder eine schmückende Hand glaubte ausgerechnet den Flügel mit irgendeinem Kunstwerk verschönern zu müssen, das natürlich, sobald ich den Deckel zurückschlage, den Weg alles Zeitlichen ging. Kurz, es gab manche Widerwärtigkeiten und Scherben am Anfang, deshalb bei mir auch viel Schmerzen und Ärger.

Ähnlich ging es beim Essen, Trinken und Rauchen. Noch fehlte mir ja die Umsicht, das feine Gefühl, die Vorsicht und Gewandtheit.

Ziemlich hilflos saß ich in den ersten Monaten meines dunklen Daseins beim Mittagessen vor meinem Teller, der mit Fleisch, Kartoffeln und Gemüse gefüllt war. Gefühllos im wahrsten Sinne des Wortes stocherte ich darin herum. Wollte ich Fleisch, erwischte ich Kartoffeln, wollte ich Kartoffeln, sickerte mir das Gemüse durch die Zinken der Gabel und ich führte die leere Gabel zum Munde. Schob ich dann, um dem abzuhelfen, das Essen mit dem Messer auf die Gabel, so kam ich oft über den Teller hinaus und beschmutzte das Tischtuch; der Blinde sieht ja den Rand nicht. Folgen von allem: es riß die Geduld, es kam Zorn und Ärger und stieg das niederdrückendste Ohnmachtsgefühl in mir auf, das erfolgreich zu bekämpfen wohl die größte und schwerste Aufgabe des Blinden ist. Mein Schwiegervater wollte mir helfen, legte mir das Essen vor und bezeichnete die Stellen, wo die Speisen auf dem Teller lagen, scherzweise mit den Himmelsrichtungen des Hauses: im Norden das Fleisch, im Osten die Kartoffeln, im Westen

das Gemüse. Das half wohl etwas und beseitigte meinen Ärger, ging aber doch nicht auf die Dauer. Der Laie muß lachen, wenn er all das hört, und kann es nicht verstehen; er sieht eben alles. Er lachte auch einen Augenblick mit Recht, wenn ich das Bierglas zum Munde führte und dabei förmlich in den Deckel biß, weil ich ein deckelloses Glas vor mir wähnte. Aber er lachte nicht lange, denn sofort stieg in jedem das Bewußtsein auf, was die Schwerbeschädigten dafür leiden müssen, daß sie für die Heimat opferten und so ein schweres Leben auf sich nahmen. Heute aber, nachdem die Monate des Lernens vorüber sind und Erfahrung und Gewohnheit geholfen haben, lache *ich*. Längst habe ich meine Umgebung und mich dressiert. Wenn ich mich zum Essen setze, bin ich nach einigen kurzen, unauffälligen Griffen im Bilde, wie groß mein Teller, wie das Trinkglas beschaffen ist und welche Art von Bestecks ich habe. Ich lasse mir grundsätzlich vorlegen, denn mag ich auch längst das feine Gefühl haben, beim Selbstnehmen nach dem Gewicht auf die Art der Speisen zu schließen, so ist es für den Blinden doch sehr schwer, sich „gefährliche" Speisen, wie Suppe, Soßen und dgl. ohne Schaden selbst zuzureichen. Ich schäme mich auch in der elegantesten Gesellschaft gar nicht, mich darnach zu erkundigen, *was* man mir vorgelegt hat, und, falls dies weiche Speisen sind, dazu einen Löffel zu erbitten. Ich gehe nicht fehl in der Annahme, daß dies dem Gastgeber lieber ist, als wenn ich mit der Gabel herumschiebe und dabei unverschuldet und verzeihlich mit dem Tischtuch in Berührung komme. Durch diese rücksichtslose Vorsicht überwinde ich alle Hindernisse und esse wie

früher, ja vielleicht einwandfreier als viele, denen der Krieg die Augen gelassen hat.

Nach Tisch wird die Zigarre angeboten. Für mich bedeutet die geliebte „Braune“ den höchsten Genuß, die größte Freude; wenn aber andere sie in meiner Hand sehen, dann ist sie der Grund zu einem erstaunten, fast mitleidigen Kopfschütteln. Kann denn ein Blinder, dem der Geruchsnerv zerschossen ist, ein Blinder, der den Rauch nicht sieht, überhaupt etwas von der Zigarre merken und Lust zum Rauchen haben, — dieser Gedanke geht sichtlich jedem durch den Kopf. Sie irren sich, diese Zweifler, und vergessen, daß ich doch noch den Geschmackssinn habe, der durch den Verlust des Geruchsinns zwar etwas beeinträchtigt, dadurch aber stärker in Anspruch genommen und infolgedessen empfindlicher geworden ist. Wenn es auch sicherlich einen Nachteil bedeutet, daß ich den feinen Duft einer guten Zigarre nicht mehr genießen kann, so vermag ich doch durch Geschmack und Gefühl jede Art und Güte einer Zigarre zu empfinden und mir so fast den gleichen Genuß zu verschaffen wie früher. Wie glücklich war ich daher schon im Lazarett, als es mir gelang, meine Zigarre selbst anzuzünden. Die Übung hat dies schnell ermöglicht. Ich nehme die Zigarre in den Mund, führe das Zündholz, dessen Brennen ich durch die Wärme an der Hand fühle, bis zur Spitze entlang und merke am Rauch im Munde, am Geschmack, ob sie brennt. Diese meine Art des Anzündens hat schon oft eine gewisse Aufregung in die Gesellschaft gebracht. Der rechte wie der linke Nachbar entzünden gleichzeitig ein Zündholz in dem lobenswerten Drang, mir zu helfen, oder mehrere rufen, wenn ich das

Streichholz der Zigarre entlang zur Spitze führe, voll Angst: „Halt, Sie brennen ihre Finger an." Wie verständig zeigte sich dagegen ein Augenarzt, den ich in einer Gesellschaft als Nachbarn hatte, bei solchen Rufen. Er half mir nicht, sondern sagte ganz ruhig: „Laßt nur, er wird alles schon merken." Ganz richtig! Laßt nur den Blinden handeln, er bringt alles auf seine Art fertig und hat damit seine befriedigende Selbständigkeit und, wenn nicht, dann rührt er sich.

Dieser Grundsatz trifft eigentlich auf das ganze Leben des Blinden zu und mag insbesondere als grundlegende Lehre für alle die gelten, die mit dem Blinden stets in engerer Fühlung stehen, nicht zuletzt aber auch für die Allgemeinheit. Er bringt die rein individuelle Behandlung des Blinden mit sich, diesem selbst aber das erhebende Gefühl, ein gesunder Mensch, ein brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu sein. Der Blinde eignet sich im Lauf der Zeit in allen Lebenslagen soviel Kunstfertigkeiten und praktische, selbsttätige Hilfen an, daß er der herunterdrückenden fremden Unterstützung gar nicht mehr bedarf. Er will kein Kind sein und soll es auch nicht sein. Ein kleines Beispiel: Als ich aus dem Lazarett kam und mit einem Schlage in den Strudel des öffentlichen Verkehrs gerissen wurde, geriet ich immer in eine nicht geringe Verlegenheit, sobald es ans Zahlen ging. Nicht wie ein Student, der aus Geldmangel nicht zahlen kann, sondern weil für mich alle Barmittel gleich, alle schwarz waren. Daß ich, wie es am Anfang geschah, immer meine Begleitperson für mich zahlen ließ, eine solche Entmündigung ertrug ich auf die Dauer nicht. Dem abzuhelfen, erschien mir aber nicht

leicht. Um so mehr, als ich mich damals ganz neuen Geldscheinen, den Ein- und Zweimarkscheinen, gegenüber sah, und es doch nicht ganz gleichgültig war, ob ich einem Bettler einen Einmark- oder Fünfmarkschein schenkte. Bald ersann ich mir den Weg, mein Geld wieder zu sehen. Das Studium der Scheine belehrte mich, daß sie alle mit ihrem Wert an Ausmaß und Qualität des Papiers zunahmen, auch die Geldstücke durch ihre Größe und ihr Gewicht ein gutes Erkennungszeichen boten. Dazu gewöhnte ich mir noch eine peinliche Ordnung in meiner Geldbörse an und verwahrte die Geldmittel in aufsteigendem Wert in den entsprechenden Fächern. Beim Zahlen lasse ich mir, um sicher zu erkennen, ruhig Zeit, und so gelingt es mir jederzeit, ohne Verlust meinen Verpflichtungen nachzukommen. Ich hatte wieder eine Sinnesfähigkeit zurückerobert.

Weit schwieriger gestaltete sich für mich der Verkehr in der Öffentlichkeit, auf der Straße, mit den Mitmenschen; in psychischer Beziehung. Noch hatte ich ja in den ersten dunklen Zeiten nicht das ausgeprägte Gefühl, mit dem ich später alles erkannte, noch nicht die Gleichgültigkeit, zu der den Blinden die Rücksichtslosigkeit vieler Leute zwingt. Ich wollte mich nicht wie ein unverständiges Kind auf der Straße führen lassen, ich wollte wissen, wo ich sei, ich wollte eben sehen. Den Führer darf ich nicht mit ständigen Fragen belästigen; er hat, wenn er gut ist, genug zu tun und zu denken und darf nicht immer abgelenkt werden. Aber das Bewußtsein, stets ins Schwarze zu laufen, drückt nieder. Dazu die Quälerei durch die unerzogenen Mitmenschen, die wohl nie Schlimmes beabsichtigen, oft gar nicht wissen, wie wehe

sie durch ihr Verhalten dem Blinden tun, der sich doch auch für sie geopfert hat. Betritt man die Straße, so hört man gleich ein Kind laut rufen: „Oi, schaut hi, der siecht nix." Wohl kann man von einem Kinde keine Feinfühligkeit verlangen, aber es ist doch nicht angenehm, wenn man förmlich als Schaustück bezeichnet wird. Es wäre ein dankenswerter Gegenstand der Erziehung für Eltern und Lehrer, wenigstens zu versuchen, den Kindern das richtige Gefühl gegen die Kriegsopfer oder ähnlich Erkrankte beizubringen. Einige Schritte weiter und es geht ein eiliger Fußgänger an mir vorüber, nicht ohne mich dabei fast umzuwerfen oder mit dem Fuß an meinen Stock zu streifen und ihn mir so aus der Hand zu schlagen. Natürlich kein Wort der Entschuldigung, keine Sorge um meinen Stock. Der Mann hat ja Eile und braucht sich um das Wohl eines Kriegsblinden nicht zu kümmern. — Komme ich in ein Wirtshaus, so tritt sofort eine merkliche Ruhe ein. Alle Blicke richten sich auf mich, denn es muß furchtbar interessant sein, ob der Blinde vielleicht an einem Stuhle anstößt oder nicht. Keiner denkt daran, wie er den Blinden durch diese auffallende Neugierde verletzt und, wenn dieser noch nicht an solche Unarten gewöhnt ist und sie mit ironischem Lächeln quittiert, zur Verzweiflung bringt. Der Blinde hört und merkt nämlich ein solches Benehmen der Leute ganz genau, wie es überhaupt eine durchaus irrige Auffassung vieler Menschen ist, daß ein Blinder gewissermaßen auch nichts hört oder wahrnimmt, und man sich ihm gegenüber alles erlauben kann. Auch in der feinsten Gesellschaft habe ich diesen Mangel an Selbstbeherrschung beobachtet. Kaum erhebe ich mich, um einige

Schritte allein zu machen, unterbricht jeder Gast, der sich sonst auf seine gesellschaftliche Bildung unendlich viel einbildet, sofort sein Gespräch und — — starrt auf mich. Fühlt denn keiner, was er einem Schwerverletzten moralisch schuldig ist? Und gerade die gebildete Gesellschaft könnte dem Blinden sein dunkles Schicksal gut erleichtern und ihm über quälende Augenblicke, die andere nicht immer merken können, über das Bewußtsein, sich lächerlich gemacht zu haben, vornehm hinweghelfen. Der Weg dazu ergibt sich sofort, wenn man sich auf einige Minuten in die Lage des Blinden versetzt. Dann wird ihm nicht nur über Lächerlichkeiten hinweggeholfen, sondern er wird durch ein richtiges Verhalten der Mitmenschen sogar rechtzeitig vor solchen Lächerlichkeiten bewahrt. Gerade das ist die idealste, verständigste Hilfe; niemand kann sich vorstellen, wie plötzlich die Wunde brennt, wenn man sich durch sie lächerlich macht. Dies erfuhr ich nicht nur am Anfang, sondern es ist auch heute noch so, nur mit dem mildernden Abmaße, daß ich selbst gleichgültiger geworden bin und weniger mich, als meine ungeschickte Umgebung dabei anklage. Als ich nach meiner Verwundung, um trübe Gedanken zu verscheuchen, meine erste größere Gesellschaft mitmachte, erreichte ich fast das Gegenteil; ich kam aus dem ärgerlichen, immer neu quälenden Folgen meines dunklen Daseins gar nicht heraus. Zunächst wurde ich den andern, mir fremden Gästen vorgestellt. Weil es nach den unnatürlichen Gesetzen der Höflichkeit nicht anständig ist, dabei die Hand zu reichen, machte ich vorschriftsmäßig nach irgendeiner Seite meine Verbeugung, selbstverständlich nach der falschen. Ich las die bemitleidenden Gedanken

der Gäste in ihrem Gesicht, ich fühlte meine unverschuldete Dummheit und ärgerte mich. Man unterhielt sich nur kurze Zeit stehend; auch ich. Während ich gerade einem Gast auf dessen Frage meine Leidensgeschichte auseinandersetzte, merkte ich am Ausbleiben seiner Antwort, daß er gar nicht mehr neben mir stand. Er war plötzlich anderweit weggeholt worden und hatte versäumt, mir dies mitzuteilen. Ich ärgerte mich wieder. Meine Frau nahm sich nun meiner an und stellte sich an meine Seite. Mein Ärger wurde aber nicht gemildert, als ein anderer Gast zu uns herantrat und sich, während ich dabeistand, bei meiner Frau darnach erkundigte, wie ich mich mit meinem Schicksal zurecht fände; er glaubte seiner taktvollen Teilnahme noch dadurch erhöhten Ausdruck geben zu müssen, daß er an meine Frau die Frage richtete: „Er hört aber doch gut?“ Ja bin ich denn, weil blind, wirklich gleich Null und kann man denn solch persönliche Fragen nicht an mich selbst stellen, wenn ich dabeistehe? Muß man einen Kriegsblinden zu einem kleinen Kind herunterdrücken, dessen Mutter man fragt, ob es auch immer brav sei? — Hierauf wurde mir mein Platz an der Tafel angewiesen. Wer neben mir saß, davon hatte ich keine Kenntnis; niemand hat es mir gesagt. Ich spannte es erst, als mich beim Auftragen der Speisen neben mir eine schüchterne Damenstimme fragte, ob sie mir vorlegen dürfe, was ich mit einem dankbaren Blick zum Himmel bejahte. Und sie legte mir vor, leider Gottes darunter auch eine ganze Tomate, das einzige auf der Welt, was ich nicht essen mag. Natürlich konnte das meine liebenswürdige Nachbarin nicht wissen, und mich vorher zu fragen, dazu war sie doch zu schüchtern. Offen-

bar auch, sie mir auseinander zu schneiden. Ich sabelte nun an dem mir unbekannten Etwas herum und merkte, daß ich das Messer mit der Schneide nach oben ergriffen hatte, ein Umstand, der mir auch gleich die Röte ins Gesicht trieb. Da stach ich denn in der Verzweiflung mit der Gabel in das Ungetüm auf meinem Teller hinein und führte es zum Munde, spannte und schluckte; mag es gehen wie es will. Und es ging, wenn auch schwer. Als dann die Zigarren kamen, suchte ich vergeblich nach einem Aschenbecher. Ich konnte es selbstverständlich dem Gastgeber nicht verargen, daß er vergaß, mir persönlich einen solchen vorsetzen zu lassen, weil ich ja doch den für mehrere Personen bestimmten nicht sah, also nicht mitbenützen konnte. Dies alles hinderte mich indes nicht, mich recht gut zu unterhalten, bis ich plötzlich bemerkte, daß ich, weiß Gott wie lange, an einen leeren Stuhl hinredete, da meine Nachbarin, von mir ungehört, ihren Platz verlassen hatte. Nun biß ich mir doch auf die Lippen und das Bewußtsein, mich lächerlich gemacht zu haben, war nicht mehr zu bannen. Warum setzte man mich nicht rechtzeitig von Veränderungen irgendwelcher Art, die ich damals noch nicht fühlen konnte, in Kenntnis? Warum denkt man nichts? Was hilft mir die Liebe und Teilnahme, wenn sie mich nicht aus den Verzweiflungen des dunklen Lebens herauszureißen versteht? Heute ist es anders, weil ich mir selbst helfe. Heute frage ich, bitte ich, wenn ich mir nicht selbst helfen kann; heute spüre ich durch einen kurzen Griff, wo die Schneide des Messers ist; ich lange ohne Scheu nach dem Stuhl des Nachbarn, wenn ich Zweifel habe, ob er besetzt ist oder nicht. Aber all dies würde dem

Blinden erleichtert durch Verstand und Aufmerksamkeit der Mitmenschen.

Mit derartigen Enttäuschungen gingen auch die Schwierigkeiten Hand in Hand, die sich mir beim Erkennen von Personen boten. Es währt eine geraume Zeit, bis die Hand des Blinden so fein ausgebildet, das Gehör so verstärkt ist, daß er allein mit ihrer Hilfe bekannte oder unbekannte Personen erkennen oder richtig einschätzen kann. Dazu fehlt den Leuten oft der Mut, dem Blinden gegenüber ihren Namen zu sagen oder sich sonstwie näher zu bezeichnen. Man stellt ihn lieber vor ein Rätsel und denkt nicht daran, wie ihn dieses Dunkel bedrückt.

So häuften sich die Hindernisse, die sich meinem Ziel, durch Willenskraft wieder zum Licht zu kommen, scheinbar unüberwindlich entgegenstellten. Suchte ich Wiederaufstieg und Ablenkung in Vergnügungen, Theatern und Konzerten, so erreichte ich meinen Zweck nur teilweise. Das peinliche Gefühl, den Gegenstand der Aufmerksamkeit und Kritik der Mitmenschen zu bilden, herrschte hier ebenfalls vor und vergällte mir die gesuchte Erholung. Bot mir auch die Musik in Konzerten, die doch in der Hauptsache nur auf das Ohr eingestellt sind, den vollen Genuß, so fiel es mir in Theatern doch äußerst schwer, mich mit der Bühne zurechtzufinden. Bei den Wagner-Opern freilich hatte ich es leicht. Wenn man, wie ich, fast jede dieser Opern schon einige dutzend Male gesehen und gehört hat, wenn man allein die „Walküre" über 45 mal genießen durfte und dennoch immer wieder neu von einem „Feuerzauber" in tiefster Seele ergriffen wird, dann stört die schwarze Binde vor den Augen gar nicht; im Gegenteil, sie wurde mir fast lieb; denn es

ging mir wie einem großen Musikkenner, der bei solcher Musik absichtlich die Augen schließt, um sie ungestört innerlich empfinden zu können. Allein bei neuen, mir unbekannten Opern oder Schauspielen war es anders. Da zog sich fühlbar der dunkle Schleier über das Ganze und machte mir zunächst einen vollen Genuß, eine innere Freude unmöglich. Von Jugend an war das Theater mein Ein und Alles. Mit einem Schlage tauchte nun die erschreckende Frage vor mir auf: werde ich auch auf diese Freude verzichten müssen? Ohne zu wissen, wie, klammerte ich mich verzweifelt an eine leise Hoffnung, die Zukunft werde mir doch Mittel und Wege zeigen, mir diese unentbehrliche Freude wieder in vollem Maße zu verschaffen. Es kann ja nicht sein, daß dem Blinden alles geraubt ist.

So stellte mich in der ersten Zeit jeder Tag vor neue innere Kämpfe. Für Leib und Seele. Zwang mich das dunkle Leben seelisch zu einem Verzicht nach dem andern, so brachte es auch dem Leibe immer wiederkehrende Gefahren und Schmerzen. Meine anfängliche Unsicherheit, das fahrlässige Verhalten meiner Umgebung, ein unverschuldeter Irrtum brachte mir Unfall auf Unfall. Trotz aller vermeintlichen Vorsicht verletzte ich mich durch Anstoßen, Hängenbleiben, Stolpern und dgl. immer wieder, natürlich gerade am Schienbein oder anderen Stellen, die besondere Schmerzen hervorriefen. Einmal wollte ich eine Treppe hinuntergehen, wähnte dabei das Geländer links statt rechts und stürzte die sämtlichen Stufen hinab, um schwer mit dem Kopf auf dem Treppenabsatz aufzuschlagen. Man konnte das Schlimmste befürchten, aber mein gesunder Körper hielt

stand. Beim Bücken kam mein Gesicht oft in unangenehmste Berührung mit einer Stuhllehne oder Tischkante, die ich weiter entfernt vermutet hatte. Kurz, all solche Erlebnisse waren wenig geeignet, mich mit meiner Dunkelheit auszusöhnen. Doch nur den Mut nicht verlieren! Es geschieht ja alles für ein hohes Ziel. Durch Kampf zum Licht.

Der Kampf wird dem Blinden schwer gemacht. Weit mehr in geistiger als in körperlicher Beziehung. Das Gefühl der Ohnmacht, zu der man durch den Verlust des Augenlichts verurteilt erscheint, drückt nieder. Ich war der Geführte, Gehegte, Gepflegte, und wollte und sollte doch selbst führen. Der Mann soll der Schutz seiner Frau sein. Aber wie, wenn er nichts sieht? Dieser Gedanke beraubte mich, wenn auch nur in der Theorie gedacht, anfangs meiner ganzen Manneswürde. Doch wie bald half mir die Natur und Gewohnheit, die Übung und Überlegung auch praktisch über dieses Ohnmachtsbewußtsein hinweg. Meine körperlichen Kräfte hat man mir ja gelassen. Von meiner Frau im Augenblick einer Gefahr kalten Blutes zurecht gewiesen, kann ich mich jederzeit zu ihrem Schutz vor sie stellen und jeden Überfall so von ihr abwehren. Gehör und Gefühl lassen mich dazu stets richtig den Gegner erkennen. Diese Ohnmacht ist damit überwunden.

Es wird vielleicht viele Leute geben, die sagen: das sind ja alles Kleinigkeiten; sie kommen überall vor, auch bei Sehenden. Dies kann wohl richtig sein, doch aber wieder nicht. Denn viele, unangenehme Kleinigkeiten geben etwas Großes, viel unangenehm Großes gibt etwas Niederdrückendes und viel Niederdrückendes gibt

schließlich den Zusammenbruch. Um dieses schlimme Ende zu vermeiden, muß daher der Kampf schon bei Kleinigkeiten einsetzen. Dabei darf aber eine Behauptung, daß es sich nur um leicht überwindliche, minimale Fälle handelt, nicht unbestritten bleiben. Ich lasse sie gelten bei körperlichen Schmerzen oder rein äußeren Entbehrungen. Aber das *geistige* Dunkel, das tote Leben von Seele, Herz und Gemüt, *das* ist das Furchtbare, das jedem Sinnesberaubten beschieden ist, und ihn, wenn ihm nicht gerade hier Hilfe kommt, in die Verzweiflung, ja sogar zum Äußersten treibt. Ist es denn etwas Kleines, wenn ein Blinder das strahlende Licht der Sonne nicht sehen, sein Auge und seinen Sinn nicht an der herrlichen Natur, den fast unbeschreiblichen Gaben Gottes erfreuen kann? Oder ist es etwas Kleines, wenn ein Tauber die wohltuenden Töne der Musik, den lieblichen Gesang der Vögel nicht hört? Nein, der gesunde Mensch weiß und fühlt erst, wieviel er hatte, wenn er es für immer verloren hat. Ich sagte, der Kampf des Blinden gegen die Verluste auf geistigem Gebiet ist der schwerste, und jeder, dem das Schicksal einen Sinn genommen hat, wird mir recht geben.

Aus junger Ehe zog ich ins Feld, aus einer Welt, die nur Glanz und Sonne vor sich sah. Als ein anderer kehrte ich heim. Der Verzicht, die Entsagung kam. Ohne Klage; es ging ja um mein Höchstes, mein Vaterland. Da wurde mir am 25. März 1915 ein Sohn geboren. Mein erstes, mein einziges Kind. Und als ich das erste Mal vor dem Bettchen stand und sah das kleine Wesen an und — — es war alles dunkel, alles schwarz, da — verzeih es mir, mein Gott, mein Vaterland! — da ballte

ich einen kurzen Augenblick meine beiden Fäuste und sah zum Himmel. Mußte dies sein? Aber der kleine Bengel in der Wiege war klüger als ich. Mit einem mörderischen Geschrei antwortete er mir auf meine stumme Frage und zeigte mir, daß er für mich schon vorhanden sei, daß ich ihn, wenn auch nicht sehen, so doch hören könne. Und wie ich ihm beruhigend über die kleinen Händchen strich, da umklammerte er mit seinen winzigen Fingerchen meinen Daumen und bewies mir so, daß ich ihn auch zu fühlen vermochte. Er konnte sich in der Folgezeit gar nicht genug tun mit seinem Geschrei. Um mich von seinem Dasein zu überzeugen, schrie er so laut, daß er sogar manchmal mich fühlen konnte. Wohl hat mich in den kommenden Jahren seine Erziehung ohne mein Augenlicht vor viele, recht erschwerte Aufgaben gestellt; denn ein Blick in das Auge eines Kindes, eine Beobachtung seines Spiels, seines ganzen Gebarens und seiner Arbeit sagt und lehrt weit mehr als Frage und Antwort. Allein durch die feine Ausbildung meiner übrigen Sinne und durch Willenskraft waren diese Schwierigkeiten verhältnismäßig leicht zu beheben.

Das gute Gedächtnis, das durch den Wegfall des Augenlichts zwangsläufig immer mehr verschärft wurde, unterstützte mich dabei. Es ermöglichte mir, das Kind auch bei seinen Schularbeiten zu überwachen und ihm bei seiner wissenschaftlichen Ausbildung beizustehen. Der Junge lernte und las mir seine Aufgaben vor; ich lernte auf diese Weise mit und bekam so das befriedigende Gefühl, nicht nur ihm belehrend und prüfend beizustehn, sondern auch meine eignen Schulkenntnisse wieder aufzufrischen und nutzbringend zu betätigen.

Im Lauf der nächsten Jahre traten noch manche andere schwere Folgen meiner Verwundung an mich heran, die mir stark aufs Herz drückten und nur mit äußerster Kraft ins seelische Gleichgewicht gebracht werden konnten. Mit meinem Militär-, mit meinem Zivilberuf war es aus. Was ich von Jugend an durch jahrelanges Studium, durch Fleiß und Vorwärtsstreben, was ich beim Militär durch lange körperliche Anstrengung, durch Disziplin und gute Führung aufgebaut hatte, alles war mit einem Schlage jäh zusammengebrochen und in jungen Lebensjahren vernichtet. Es mußte eben Abschied genommen werden und ich sollte mich damit abfinden. Das dunkle Leben lag hoffnungslos vor mir. Aber die Zukunft waltete, die Gewohnheit stellte mich um und brachte mich auf andere, befriedigende Betätigungen. Das half. Die Zeit heilt jede Wunde.

Nein, doch nicht j e d e Wunde. Es kam für mich noch weit Schlimmeres, etwas, was alle Enttäuschungen und Entbehrungen, alle Verzichte und Verzweiflungen meines bisherigen dunklen Daseins in den Schatten stellte: der Kriegsausgang, die Revolution. Niemand auf der ganzen Welt wird richtig verstehen, was ein Schwerkriegsbeschädigter, der mit Freuden alles, aber auch alles für die Rettung seines geliebten Vaterlandes hingegeben hat, fühlte, als ein 7. November, ein 11. November 1918 über unser deutsches Volk hereinbrach. Was ich in meinen glühenden Idealen getan, das sollte umsonst gewesen sein? Draußen ein haß- und rachetrunkener, macht- und landgieriger Feind, der nur durch völkerrechtswidrige Blockade und schwächliches Aufwiegeln aller Völker, nur durch erdrückende Übermacht seinen „Sieg" errang und

sogar dabei noch wegen der „Sicherheit seines Landes“ aus Angst vor dem deutschen Riesen schlotterte, und drinnen ein entnervtes Volk, das verblendet genug war, unserem tapferen Heer in den Rücken zu fallen und durch einen unverzeihlichen Faustschlag den glücklichen Ausgang des Kriegs, einen günstigen Frieden für immer zu zerstören. Und für dieses Volk hat man sein Bestes hingegeben, hat man zeitlebens ein Dunkel, ein halbes Leben auf sich genommen. Das war wirklich das entsetzlichste, was ich je in meinem Leben durchmachen mußte. Wie klein erschien mir meine Verwundung selbst, wie lächerlich mein eignes dunkles Dasein; jetzt war etwas weit Schlimmeres eingetreten, mein Vaterland war zur Dunkelheit, zur Ehrlosigkeit verurteilt und das Volk in der Heimat, für das draußen viele Hunderttausende ihr Leben, viele Millionen ihr Blut gegeben haben, war selbst schuld daran. Da war es ein zweites Mal, daß ich meine Fäuste ballte, aber niemand brachte mir dabei die Erlösung wie ehedem das kleine Wesen in der Wiege. Ich haderte mit meinem Gott, mit meinen eignen deutschen Brüdern. Und es währte lange, lange Zeit, bis ich mich zu der Überzeugung durchrang: mein großes, deutsches Vaterland steht turmhoch über der großen unverständigen Masse, die durch Entthronung von Kaiser und König, durch Beschimpfung aller derer, die des Königs Rock trugen, für die Heimat fochten und bluteten, Gutes zu tun glaubte. Allein noch steht unsere Germania ungebeugt am Niederwald und sieht mit stolzem Blick über den deutschen Rhein, noch ragt der Turm des Straßburger Münsters wie eine drohende Faust gegen Westen. Nein, mein großes deutsches Heimatland,

du kannst nicht untergehen! Für dich alles, für dich war kein Leiden vergebens.

Und wie dann in jenen Zeiten der schwersten deutschen Not meine militärische Verabschiedung kam, da hatte ich nur den einen Gedanken: wenn ich einmal sterbe, dann hüllt mich in meines Königs Rock, den ich am letzten Tage trug, an dem ich für dich stritt, mein Vaterland! Dann war auch für mich nichts umsonst gewesen. —

Den ersten Monaten meines blinden Lebens folgten die ersten Jahre. Alle Schwierigkeiten, die sich meinem Körper und Geist während dieser Zeit auf Schritt und Tritt entgegenstellten, habe ich hier durch einige Beispiele darzustellen versucht. Ich konnte mich aber nur auf Beispiele beschränken, denn alle körperlichen Hindernisse, alle geistigen Erschütterungen anzuführen, erscheint mir fast unmöglich, würde übrigens auch schwerlich das Interesse der Allgemeinheit finden. Jedenfalls kann ich zusammenfassend nur meine Überzeugung wiederholen, daß das ewige Dunkel den Körper weit weniger belastet als den Geist und daß hier das Arbeitsfeld aller derer ist, die sich zur Hilfe berufen fühlen.

Die Unfähigkeit, selbst und allein zu schreiben, habe ich schon im Lazarett mit leisen Anfängen zu beseitigen gesucht. Durch Erlernung der einschlägigen Blindenkünste baute ich dann diese Anfänge weiter aus, ohne aber zunächst zur vollen Höhe zu kommen. Genau so ging es mir mit dem Lesen und Rechnen. Zu allem gehört eben Zeit, am meisten für die, die der Sehkraft beraubt sind. Es bedurfte einer Umänderung des ganzen inneren Wesens und das ging nicht so rasch, wie es mir im Sturm und Drang der Anfangszeit vorschwebte.

Die Übergangszeit dauert viel länger, als ich und meine Umgebung es mir zu meiner Beruhigung vorstellten. Geduld und Willenskraft wollten manchmal versagen; der Kampf war schwerer als gedacht. Wie ich mich das erste Mal nach meiner Verwundung wieder ans Klavier setzte, war ich ganz geknickt über das stümperhafte Spiel, das ich mir mühsam zusammensuchte. Es hieß auf jedem Gebiet arbeiten, jeden einzelnen Bildungsgrad zurückerobern. Dazu kam aber die beklemmende Angst vor einem geistigen Rückgang. Ich war behindert, mit der Welt fortzuschreiten. Die Zeit nach dem Kriege brachte Erfindungen, Änderungen in allen Bildungszweigen, neue Künste, Sport, Feste und Schaustellungen, lauter Dinge, die ein gebildeter Mensch kennen und verstehen muß. Sie blieben meinem Auge zunächst verschlossen. Ich sah nicht, wie ein Zeppelin in seiner neuen Gestalt unter dem Jubel der Bevölkerung über Deutschlands Gaue kreiste; ich verstand nichts davon, als der Motor in immer neuer, stets anderer Form die Welt eroberte, als der Film in ständiger Fortentwicklung alles für sich gewann; es blieb mir innerlich fremd, wie der Rundfunk erfunden ward. Ich nahm teil an jeder vaterländischen Veranstaltung, ich hörte die Truppen unter klingendem Spiel an der begeisterten Menge vorüberziehen. Aber der Eindruck war gebrochen, der Fortschritt fehlte. Über alles legte sich die schwarze Binde. Ich merkte, es gehöre viel dazu, die Krisis zu überwinden. Sollte Schiller wirklich recht haben, wenn er in seinem „Wilhelm Tell“ den Melchthal sagen läßt: „Sterben ist nichts, aber leben und nichts sehen, das ist ein Unglück.“ Sollte das Sprichwort „Wen Gott verderben will, den schlägt

er mit Blindheit" tatsächlich auf jeden Anwendung finden? Gibt es wirklich keinen Weg, um zu einem inneren Lichte zu gelangen? Wo ist die Hilfe? — — Und sie kam, auch für mich!

4. Die Hilfe.

Dieses Wort ist so kurz, die Tat aber lang. Wie mir von meinem letzten Blick in die Welt an jeder Tag, fast jede Stunde immer neue Hindernisse brachte, die sich in der Folgezeit allmählich zu scheinbar unüberwindlichen Schwierigkeiten auswuchsen, wie aber dann schon sehr bald durch Selbsthilfe eine leise Verbesserung und Erleichterung meiner Lage eintrat, so kann doch von einer Hilfe im richtigen Sinn dieses Wortes erst nach Jahren gesprochen werden. Darüber muß sich jeder, der das Augenlicht verloren hat, im klaren sein, daß es schon einige Jahre dauert, bis er in jeder Beziehung zum Lichte gelangt ist. Der Kampf ist schwer und erfordert starke Nerven, sonst ist er von vornherein verloren. Aber gerade dieses leuchtende Ziel des Blinden, sich Selbständigkeit, Selbsttätigkeit zu verschaffen und damit nach außen und innen das befriedigende, sonnige Dasein zurückzuerobern, macht so stark, daß man sich des Kampfes gar nicht bewußt wird. Die Hilfsmittel kommen ja auch von allen Seiten; sie brauchen nur richtig verarbeitet zu werden. Wenn ich heute, nachdem ich mich gefestigt habe und das mir gesteckte Ziel glücklich erreicht zu haben glaube, auf die Kampfjahre zurückblicke, so möchte ich diese Hilfsmittel in drei Teile scheiden, die parallel nebeneinander herlaufen: 1. Hilfe durch Maschinen und Appa-

rate, 2. eigne geistige Umstellung, 3. Erziehung der Umgebung und der Allgemeinheit. Je nach der eignen Veranlagung, dem guten Willen und der Gewandtheit der fremden beteiligten Personen bedarf es längerer oder kürzerer Zeit, um der alte Mensch, um wieder glücklich zu werden.

Als schon im Lazarett mein Schwiegervater bei mir anfragte, ob er mir eine Schreibmaschine schenken solle, glaubte ich, er wolle mit mir Scherz treiben. So ohnmächtig, so hilflos und unfähig fühlte ich mich. Ich hatte früher auf meinem Büro oft bewundernd zugeschaut, mit welch rasender Geschwindigkeit die Schreiber auf ihrer Maschine von Taste zu Taste eilten. Wie sollte ich das können, jetzt, wo alles vor mir dunkel ist? Ich wies daher das menschenfreundliche Anerbieten schroff ab. Aber ich dachte nach und ließ mich belehren. Ich erfuhr, daß die Schreibmaschine, und zwar die ganz gewöhnliche, mit flachen Tasten versehene Maschine, gerade für die Blinden erfunden und nur wegen ihrer praktischen Handhabung von den Sehenden übernommen worden sei. Der Geist des Erfinders mußte doch wohl eine richtige Grundlage gehabt haben. Das überzeugte mich und reumütig griff ich im Frühjahr 1915 das erneute Anerbieten meines Schwiegervaters wieder auf, und die Schreibmaschine stand vor mir. Eine Continental-Maschine mit 45 Tasten. Nach kurzen Erklärungen ging es an das Erlernen der Zweifinger-Methode. Meine Frau und meine Schwägerin drillten mich. Die eine saß links und diktierte, die andere rechts und kontrollierte. Wie glücklich waren wir alle drei, als ich die ersten Sätze ganz allein und richtig zu schreiben ver-

mochte. Ich erhielt mein Lob wie ein kleiner Volksschüler von 6 Jahren, der das erstemal schöne Kratzer auf seine Schultafel gemacht hat. Aber der Erfolg feuerte mich an, der erste Schritt zur Selbständigkeit war gemacht. Dann noch verhältnismäßig kurze Zeit der Übung und ich konnte fertig und schnell schreiben wie ein Sehender. Ich war glücklich. Die Anbringung eines punktierten Zeilenmaßstabs auf der Maschine, das immer nach fünf Buchstaben einen erhöhten Punkt und nach zehn Buchstaben in Punktschrift die Zahl der geschriebenen Buchstaben aufwies, half mir zu einer genauen Randeinstellung und so gelang es mir auch, in einer schönen äußeren Form zu schreiben, ohne fremde Hilfe dazu in Anspruch zu nehmen.

Dem Schreibmaschinenschreiben folgte das Lesen, die Erlernung der Blinden-Punktschrift. Aus dem guten Erfolg beim Schreiben erwuchs der Drang zum Weiterstudium. Wohl hatte ich früher auf Ausstellungen von Blindenarbeiten die Punktschrift schon gesehen, doch es ging mir wie jedem Sehenden, ich stand verständnislos davor. Aber welch ein unendlicher Segen wird durch sie für den Blinden geschaffen. Sie wurde von dem Franzosen Braille im Jahr 1829 erfunden und wegen ihrer durchaus segensreichen Wirkung erkenne ich gerne an, daß manchmal auch von unsern Feinden Gutes kommen kann. Ich studierte zuerst die äußerst einfache Vollschrift, bei der jeder Buchstabe durch einen erhöhten Punkt bzw. einer auf einer Grundform beruhenden Zusammenstellung mehrere solcher Punkte ausgedrückt wird, und ging dann an der Hand der „Kurzschriftfibel“ und des „Regelbuches“ zur Erlernung der Punkt-Kurzschrift über. Diese

Stenographie bedarf wohl größerer Aufmerksamkeit und Übung, die aber für einen, der, wie ich, früher Gabelsberger Stenographie schrieb, wesentlich erleichtert wird. Denn im Grunde genommen beruht sie auf dem gleichen System wie die Flachschrift-Stenographie. Es bot mir eine besondere Freude und Befriedigung, daß ich beide Punktschriften vollkommen allein für mich und ohne Lehrer mir aneignen konnte. So war es mir bald möglich, Punktschriftbücher, die es ja in reicher Anzahl gibt, rasch und flüssig zu lesen, wenn auch dabei nicht übersehen werden und abschrecken darf, daß das Punktschriftlesen naturgemäß langsamer vor sich geht als das Lesen des Sehenden; das Auge arbeitet selbstverständlich rascher als der Finger.

Damit war ich wieder vorwärts geschritten und stolz darauf. Aber das Schreiben mit der Flachschriftmaschine und das Lesen des Punktdrucks allein konnten mir nicht genügen. Es gesellte sich dazu sehr bald das Bedürfnis, Selbstgeschriebenes auch selbst lesen zu können, also die Punktschrift zu schreiben. Dazu lagen vielfache Hilfsmittel vor. Die Apparate, bei denen über das unterlegte Papier eine in kleine Quadrate eingeteilte Zeilenklappe befestigt wird und mit einem Druckstift die Punkte in diese Quadrate eingestochen werden, konnten meinem schnelleren Geist nicht entsprechen. Wenn man nämlich, wie hier, die Punkte in Spiegelschrift, also in umgedrehter Aufstellung einfügen soll, so erfordert dies soviel Aufmerksamkeit und Übung, daß die Geduld nicht immer gleichen Schritt hält. Allerdings haben diese Apparate einen guten Sinn für diejenigen Blinden, die berufsgemäß viel schreiben und sich überall Notizen machen

müssen, für den Hausgebrauch jedoch erscheinen sie mir zu umständlich. Ich griff nach kurzen Versuchen mit diesen Stechapparaten erlöst zur Punktschriftmaschine und kam dabei auf meine volle Rechnung. Die Pichtsche Punktschrift-Schreibmaschine ist dazu leicht zu erlernen und gut zu handhaben, daß sie das Punktschreiben geradezu zum Vergnügen macht. Wenn man die Wohltat derartiger Erfindungen hat, soll man sie auch benützen. Auf diese Weise bin ich jederzeit in der Lage, auf einfachstem Weg mit Punktschriftkennern in Schriftwechsel zu treten und das befriedigt.

Ja, ich war befriedigt und glaubte, meine sehenden Freunde und Bekannten, denen ich mit der Flachschrift-Schreibmaschine Briefe schrieb, würden dies auch sein. Weit gefehlt. Zuerst kamen auf meine Schreibmaschinenbriefe hin Antworten, die nur Lob und Anerkennung enthielten und meine Schreibgewandtheit bewunderten. Aber bald tauchten Bemerkungen auf, die äußere Form meiner Briefe sei so geschäftsmäßig, die Schreibmaschinenschrift mute so fremd an; ich solle doch wieder versuchen, meine alte Handschrift zu schreiben, die viel persönlicher wirke. Und um mich gefügiger zu machen, fehlte nicht ein rührseliger Hinweis darauf, daß meine Schrift so schön gewesen und es ein Jammer sei, wenn sie „der Nachwelt nicht mehr überliefert werden könne". Ich fiel in meiner Eitelkeit auf diese Anregung herein und begann meine Handschrift durch Übung wieder aufzufrischen. Natürlich weiß ein Blinder auf dem flachen Papier die Zeilen nicht geradlinig einzuhalten, so daß sie unvermeidlich schief laufen und ineinander gehen. Aber auch dagegen gibt es geeignete Hilfsmittel. Ich kaufte

mir zum handschriftlichen Beschreiben von Postkarten ein genau in deren Größe gefertigtes Holzgestell, auf das die Karte gelegt und mit flachen, schmalen Holzschienen überdeckt wird. Sie sind links und rechts befestigt, jedoch nach oben und unten verschiebbar. Habe ich innerhalb dieser kleinen Schienen eine Zeile geschrieben, so schiebe ich die darunter befindliche Schiene darauf und es wird die nächste Zeile zum Schreiben frei. Die gleichen Apparate gibt es auch für Briefe, daneben noch das sog. Rillenpapier, auf dem die Zeilen durch eine erhabene Linie gekennzeichnet, also gut fühlbar sind. Allein alle diese Hilfsmittel leiden an dem gleichen Mangel, den auch meine im Lazarett selbsterfundene, oben näher beschriebene Schreibmappe hatte: die langen Buchstaben haben keinen Raum, werden infolgedessen zu klein und machen daher die Schrift unleserlich, zum mindesten unschön. Ich wendete mich daher bald von dieser neuen Schreibkunst wieder ab und antwortete meinen Freunden, die mich zu einem handschriftlichen Briefwechsel aufgefordert hatten, sie sollten sich mit meiner Maschinenschrift zufrieden geben; denn besser eine „fremde“, leserliche, künstliche Schrift, als eine unentzifferbare Pfote. Aber etwas Gutes hatte diese Übung doch: durch die Auffrischung meiner Handschrift habe ich moralisch Boden gewonnen. Ich bekam wieder das angenehme Bewußtsein, daß nicht alles, was ich vor meiner Verwundung erlernt und als selbstverständlich betrieben habe, mit einem Schlag verloren ist, und gerade dieser Umstand veranlaßt mich auch heute noch, immer wieder meine eigne Handschrift zu üben. Man ist auch in vielen Fällen, in denen eine Maschine nicht zur Ver-

fügung steht, auf die eigne Flachschrift angewiesen, so bei kurzen Notizen in ein Notizbuch, bei Abgabe einer Unterschrift oder dgl. Dazu ist es dringend notwendig, daß die Finger geübt und gelenkig bleiben, nicht steif und zum Gebrauch unfähig werden. Aus den gleichen Gründen übe ich auch jetzt noch immer wieder die Gabelsberger Stenographie und freue mich, wenn ein anderer mein handschriftliches Stenogramm gut lesen kann. Die kleine Schwierigkeit der geraden Zeilenführung läßt sich durch einige Raumverschwendung, d. h. durch Umbiegen der geschriebenen Zeile bei derartig kurzen Notizen leicht überwinden. Zu diesen lebensnotwendigen Fertigkeiten kamen noch weitere Hilfsmittel, die den täglich neu auftretenden niederdrückenden Mängeln abhalfen und mich von fremder Hilfe frei machten. Ich nenne darunter die Blinden-Taschenuhr. Für den Blinden ist es auf die Dauer unerträglich, wenn er, wie es am Anfang geschieht, einem Kinde gleich stets nach der Zeit fragen muß. Mit der Blindenuhr kann er seinen selbständigen Ansprüchen gerecht werden und kommt über das quälende Empfinden, etwas zu vermissen, gut hinweg. Hat mich auch jene erste Weihnachtsgabe nach meiner Verwundung einen Augenblick schwer betroffen, so war sie doch dauernd von segensreicher Wirkung.

Auch viele andere für den Blinden speziell eingerichtete Gebrauchsartikel erleichtern ihm das Leben. So vermag ich mit Hilfe eines Blindenmaßstabes genau und, was die Hauptsache ist, ohne fremde Hilfe zu messen, wie ein Sehender. Auf dem Klappmaßstab ist jeder Zentimeter durch einen kleinen Punkt aus Metall, jeder 5. Zentimeter durch zwei übereinanderstehende Punkte zu er-

kennen, während die Zahl jedes 10. Zentimeters durch eine Punktdruckzahl fühlbar angegeben ist. Und wenn ich mit Hilfe dieses Maßstabs immer erneut feststellen konnte, daß mein kleiner Sohn wieder um einen Zentimeter gewachsen war, so waren wir beide glücklich, jeder aus einem andern Grunde.

Daran reihen sich noch viele andere Erfindungen, die dem Blinden eine selbständige Tätigkeit ermöglichen. Sie erschöpfend aufzuzählen, bin ich außerstande. Es dürfte die Feststellung genügen, daß der Blinde sogar seine geographischen Kenntnisse durch eigne, mit Punktdruck versehene Landkarten erweitern, an der Hand von Punktnoten Klavier spielen und mit befühlbaren Spielkarten sich am Kartenspiel beteiligen kann. Es ist also gewünschtenfalls für Bildung und Unterhaltung gesorgt. Der Blinde braucht daher nicht zu verzweifeln.

Natürlich darf der Blinde in seiner Fortentwicklung nicht stehenbleiben, muß vielmehr den Nutzen, den er aus der Erlernung aller Fertigkeiten zieht, auch ausbauen und durch eigne praktische Kunstgriffe ergänzen. Wie er dies macht, läßt sich nicht in Vorschriften ausdrücken, sondern muß dem Gefühl, der Gewandtheit und der Erfindungsgabe jedes einzelnen überlassen bleiben. Dies trifft nicht nur auf die handarbeitende Klasse, auf die Blinden zu, die in vielen Zweigen des Handwerks Beschäftigung finden können, sondern gilt auch für die geistigen Arbeiter. Mit dem Können allein ist man noch nicht ganz von fremder Hilfe frei. Es werden immer noch kleine zufällige Schwierigkeiten auftreten, die eine Unterstützung durch Sehende erheischen. Zu ihrer Beseitigung muß der praktische Sinn helfen. So kam es

mir öfter vor, daß mir bei Anfertigung eines Schrift-stücks auf der Schreibmaschine das halbbeschriebene Blatt gelegentlich der Seitenerneuerung herausfiel und auf den Boden flog. Es war mir nun unmöglich, weiterzu-schreiben, weil ich nicht ersehen konnte, welche Seite be-schrieben sei. War dann gerade keine geeignete Person zu meiner Aufklärung da, so mußte ich die Arbeit ein-stellen. Diesem ärgerlichen Vorkommnis half ich bald ab. Ich biege, sobald ich das Blatt durch die Walze führe, ein kleinwenig das rechte obere Eck einwärts, mache also ein kleines Eselsohr. Damit habe ich dann immer ein Kennzeichen für die vordere Seite des Schrei-bens, und das Blatt kann herausrutschen, so oft es mag, es ärgert mich nicht mehr. Es kann auch der Fall ein-treten, daß man vor Beendigung eines Schreibens das Blatt aus der Maschine nehmen und etwas anderes schreiben muß. Um nun das erste Schriftstück ohne fremde Anweisung wieder bis zur richtigen Zeile in die Maschine einführen zu können, habe ich mir schon bei der Herausnahme gleich über der Schiene einen ganz kleinen Riß in den Rand des Papiers gemacht. Dieses Zeichen muß nun bei der Neueinführung wieder genau über der Schiene sitzen, dann hat sich für mich nichts verändert und ich bin allein zurecht gekommen. Auch beim Unter-schreiben eines Schriftstücks half ich mir selbst. Es ist für mich immer etwas bedrückend, wenn mir zur Abgabe einer Unterschrift eine Hilfsperson den Stift auf die Stelle drückt, wohin die Unterschrift gehört. Ich lasse nun einfach das Blatt in der Maschine stecken, führe es mit dem Zeilensteller einige Zeilen höher und setze auf der Walze meine Unterschrift über das Lineal. Wohl

sind dies lauter Kleinigkeiten, aber ein Blinder freut sich doch über jeden praktischen Wink, der ihn immer mehr auf eigne Füße stellt.

Die praktische Nutzanwendung der Punktschrift bringt dem Blinden ebenfalls eine beachtenswerte Hilfe und wohltuende Unabhängigkeit. Ich kam mir geradezu reich vor, als ich im richtigen Gebrauch meiner erlernten Künste die Unterstützung anderer nicht benötigte. Wurde sie mir auch noch so liebevoll zuteil, so wirkte ihre Inanspruchnahme bei jeder Gelegenheit doch fast beschämend auf mich. Wollte ich telephonieren, so mußte ich mir erst jemand suchen, der mir aus dem Nummernverzeichnis die geeignete Nummer vorlas. Wollte ich auf meinem Phonola spielen, so brauchte ich jemand, der mir die gewünschte Rolle gab. War eine Hilfsperson nicht zugegen, so war mir die Benützung des Fernsprechers, des Phonolas fast unmöglich. Eine solche Ohnmacht, das Gefühl, ausgeschaltet zu sein, ist nicht gut für einen Menschen, dem das Schicksal schon körperlich genug auferlegt hat. Mit der Punktschrift aber komme ich über derartige Mißhelligkeiten spielend hinweg. Wie jedes Büro oder Geschäft sich ein besonderes Verzeichnis aller gebräuchlichsten Fernrufnummern anlegt, so tat auch ich; ich fertigte mir in Punktschrift ein gleiches Verzeichnis an und löste mich dadurch von fremder Hilfe los. Auf jeder Phonolarolle zeigt mir eine von mir verfertigte Punktaufschrift den Namen des Stückes an und ich kann selbsttätig wählen, was ich will. Alle Akten, die ich für mich führe, alle gesammelten Schriftstücke sind nach besonderen Abteilungen durch Punktschriftaufdrucke gekennzeichnet und so für mich allein gut wählbar. Sogar die

Sönnecken-Sammelmappen, die in Flachdruck die Buchstaben des Alphabets zeigen, habe ich mit einem Punkt-Alphabet versehen, kann sie also selbständig bearbeiten. Die größte Befriedigung gewährt mir, daß ich auch alle laufenden Verrechnungen, z. B. die Saldi der Bank, allein zu führen vermag; die Punktschriftmaschine leistet mir dazu ausgezeichnete Dienste.

Die Möglichkeit, Punktdruckbücher zu lesen, bildet meines Erachtens für den Blinden die idealste Hilfe und den größten Segen. Hat schon eine Hilfsperson reichlich genug zu tun, dem Blinden die nicht in Punktdruck erscheinende Lektüre, so vor allem die Zeitungen oder Zeitschriften bekannt zu geben, so wird es für sie aus rein natürlichen Gründen ganz unmöglich, daneben auch noch Bücher vorzulesen. Sie hat eben nur e i n e Kehle und sich mehrere Vorleser anzustellen, dafür gebricht es doch in den meisten Fällen an Zeit und Geld. Dazu kommt, daß die Nerven der Kopfverletzten durch die Art der Verwundung sehr empfindlich geworden sind und viele schlaflose Nächte im Gefolge haben, die dann mit Grübeln und Denken hingebracht werden müssen, Dinge, die für keinen schädlicher sind als für den Blinden. Hier setzt nun die Hilfe der Punktschriftbücher segensreich ein. Durch die Lektüre wird man abgelenkt und hilft sich über trübe Gedanken angenehm hinweg. Der Laie wird fragen: gibt es denn überhaupt genügend Punktdruckbücher, die dem geistigen Bedürfnis eines jeden Blinden genügen? Gott sei Dank, ja. Das Mitgefühl der Wohltäter hat Unendliches geleistet. Bestanden schon vor dem Krieg z. B. in Leipzig und Breslau große Blindenbibliotheken, so wurden nach dem Krieg in fast allen großen Städten

besondere Kriegsblindenbüchereien gegründet, die an Unterhaltungsbüchern alles enthalten, was ein gebildeter Mensch begehrt. An der Spitze dürfte wohl die edle Stiftung der Frau General v. Ihne stehen, die in Erinnerung an die rastlose Tätigkeit ihres Mannes für Kriegsblinde mit feinem Verständnis für die Geistesbedürfnisse der Blinden eine besondere Bücherei in Berlin geschaffen hat und sogar in ihrem wohltätigen Empfinden soweit ging, daß sie für kostenlose Zu- und Rücksendung der Bücher Sorge trägt. Wohl niemand hat sich so den Dank der Kriegsblinden verdient wie sie. Daneben stellt sich würdig die Studienanstalt und Hochschulbücherei des Vereins blinder Studierender in Marburg, ein Institut, das alle wissenschaftlichen Werke jeder Art in Punktschrift herstellt und jedem Blinden ermöglicht, ein geeignetes Studium zu ergreifen und sich darin aus- oder fortzubilden. Diese Anstalt leistet eine unschätzbare Hilfe zur Förderung der Blindenbildung und bietet dem Blinden die Möglichkeit, einen hohen Bildungsgrad zu erreichen und sich auf einer solchen wissenschaftlichen Höhe zu erhalten, daß sie der des Sehenden vollständig gleichkommt. Damit hat der Blinde, wenn er die erforderliche Willenskraft einzusetzen vermag, sein Ziel erreicht. —

Es sind mir manche Fälle bekannt, in denen ein Blinder, sei es durch eine solche Studienanstalt, sei es durch Selbststudium sich mit unendlicher Geduld und Ausdauer wissenschaftlich ausgebildet und in seinem bisherigen geistigen Beruf erhalten oder sich einen neuen vollwertigen Beruf geschaffen hat. So ist in einer bayrischen Gemeinde ein Blinder als protestantischer Geistlicher tätig und vermag seine Pflichten als Prediger und

Seelsorger ausgezeichnet zu erfüllen. Ein Kriegsblinder wußte sich mit Hilfe der Punktschrift-Fortbildung in seinem Beruf als Taubstummenlehrer zu erhalten und hat es auf diesem Weg zu einem so vollen Erfolg gebracht, daß seine Unterrichtsklasse von der vorgesetzten Stelle jeweils als die beste der ganzen Anstalt begutachtet wurde. Ein anderer Kriegsblinder hat sich nach dem Kriege dem Studium der Rechtswissenschaft gewidmet, die einschlägigen Gesetze und Lehrbücher teils in Punktdruck studiert, teils sich von seiner Mutter vorlesen lassen und schließlich nach rastloser Tätigkeit zum Dr. jur. promoviert; damit war es ihm möglich, in einem großen industriellen Betrieb Aufnahme zu finden und mit Hilfe einer Sekretärin als Leiter der Abteilung für Versicherungen und soziale Fürsorge tätig zu sein. Mögen diese Beispiele zum Beweis dafür dienen, daß dem Blinden nicht nur zur Erlernung von Handarbeit, sondern auch zur Ausübung geistiger Tätigkeit Hilfe werden kann.

Einer glückspendenden Erfindung darf ich hier auch nicht vergessen, die ich als eine Hilfsquelle ersten Ranges für den Blinden empfinde, nämlich den Rundfunk. Wer nicht sieht, wird schwerfällig; das ist leider nicht zu bestreiten. Fast unwillkürlich entzieht er sich all den Genüssen der Bildung und Unterhaltung, weil ihm „der Weg zu weit ist", kein geeigneter Führer zur Verfügung steht, mit einem Wort, weil er unselbständig ist. Er trägt oft lieber den Schaden, als daß er sich energisch aufrafft. Da bildet der Rundfunk eine hervorragende Brücke. Es zeugte zweifellos von einem klugen Verständnis, daß der bayrische Rundfunk den Blinden un-

entgeltlich zugänglich gemacht worden ist. Musik, Wissenschaft, Kunst und Unterhaltung werden durch den Rundfunk dem Blinden leicht zu Gehör gebracht und gerade diese Hilfe erhebt uns und reißt uns heraus aus dem Schlimmsten, was dem Blinden droht, dem Trübsinn, der Schwermut.

Um diese schwersten Folgen zu vermeiden, mußt du dich aber nicht nur auf Erfindungen und fremde Hilfen verlassen, lieber Blinder, sondern du mußt auch selbst zugreifen und dich persönlich umstellen. Mit Klagen und Jammern, mit Verzweiflungsausbrüchen und Sehnsucht nach dem früheren hellsehenden Leben kommt man nicht weiter. Hierin sind die Blindgeborenen besser dran; sie kennen kein früheres Leben, sie vermissen es nicht und brauchen sich daher auch nicht umzuändern. Ganz anders die Erblindeten, die durch einen Unfall, eine Krankheit oder durch den Krieg des Augenlichts beraubt und plötzlich in die Dunkelheit versetzt wurden. Sie kennen den Unterschied, müssen deshalb schwerer leiden. Ihre Geistes- und Gemütsarbeit ist schwieriger. Sie müssen sich umformen.

Diese erforderliche Umbildung aber, das An- und Abgewöhnen der guten und schlechten Eigenschaften ist das Werk mehrerer Jahre. Lernen und Gewöhnen braucht Zeit. Durch schlechte Erfahrung wurde ich dabei unterstützt. Mißlingt etwas, kommt der Augenblick der Verzweiflung, dann muß man verstehen lernen, daß man mit Ruhe und Geduld weiter kommt, als wenn man mit dem Kopf durch die Wand rennen will. Wie unendlich viele Erlebnisse mußte ich in der Zeit meiner Unselbständigkeit durchmachen, die mir diese beiden Eigen-

schaften förmlich aufzwangen. Da war meine Hilfsperson z. B. gerade in dem Augenblick nicht da und herbeizuholen, in dem ich sie dringend brauchte; es war eine kleine Störung an der Maschine eingetreten, die ich selbst nicht beheben konnte, oder es war mir der Punktierstift zu Boden gefallen und für mich nicht auffindbar, was mich zur Unterbrechung meiner ganzen Arbeit nötigte. Ein andermal hatte ich irgendeinen Gebrauchsgegenstand an die gewohnte Stelle gelegt, das Dienstmädchen hat ihn aber „aufgeräumt", d. h. für mich unauffindbar gemacht; oder ich will in ein bestimmtes Geschäft, mein Führer kann aber gerade dieses Haus, diese Hausnummer, diese Straße nicht finden, lief aber schon mehrmals zerstreut daran vorbei; wieder ein andermal will ich einen Akt aufschlagen mit dem Erfolg, daß er mir zu Boden gleitet und sein ganzer Inhalt zu meinen Füßen liegt und mich außer Fassung bringt. Kurz, es kamen Tausende derartiger Fälle vor, die mir als erstes Gebot vorschrieben: beruhige dich, lerne warten, wenn es auch Zeit kostet, füge dich gelassen in das Unvermeidliche und sei geduldig.

Innig hängt damit ein zweites Gebot zusammen, das mich die Erfahrung lehrte: beherrsche dich selbst. Ich kann offen bekennen, daß manchmal Ereignisse und Zufälle an mich herantraten, die mich trotz ihrer scheinbaren Gleichgültigkeit ganz außer Rand und Band brachten. Sie ließen mich das Wort prägen: zum Blindsein gehört ein gutes Gebiß; denn wenn man vor Ärger und Wut die Zähne so aufeinander beißen muß, dann müssen sie gut sein. Wenn mir eine Arbeit durch irgendeine kleine Zufälligkeit mißlang, wollte ich am liebsten

das bisher Gemachte mit einem Faustschlag vernichten. Ich hatte mir eben die kalte Ruhe, Geduld und Selbstbeherrschung noch nicht angeeignet. So fertigte ich damals einmal mit der Schreibmaschine ein großes juristisches Gutachten an, eine lang vorbereitete und durchdachte umfangreiche Arbeit. Ich schrieb und schrieb, mehrere Stunden, viele Blätter voll. Und als später dann meine Frau meine Arbeit ansehen wollte, da waren die sämtlichen Blätter leer. Das Farbband der Maschine war, von mir unbemerkt, aus der Gabel gesprungen, so daß ich mit den Typen stets farblos auf das Papier schlug. Da konnte ich einen Wutschrei der Verzweiflung, ein Fußstampfen nicht unterdrücken. Zwar wars wieder nur eine Kleinigkeit, aber ihr Gesunden habt doch keine Ahnung, was wir durch unser Opfer für euch leiden müssen! Solche Fälle halfen mir wunderbar zur Selbsterziehung. Heute höre ich sofort am hellen Aufschlag der Typen, wenn einmal das Farbband aus der Gabel springen sollte. Und heute, nachdem mir die Jahre meiner Umbildung die Selbstbeherrschung beigebracht haben, stampfe ich bei ähnlichen Enttäuschungen nicht mehr mit dem Fuße auf. Als es mir jetzt beim Niederschreiben dieser meiner Erlebnisse einmal passierte, daß ich überm Nachdenken statt eines neuen Blattes das zuletzt beschriebene wiederum in die Maschine spannte und so auf dieselbe Seite zweimal, also unleserlich schrieb, da habe ich gelacht und die Arbeit neu begonnen. Denn nunmehr bin ich über dieses niederdrückende Verzweiflungsgefühl längst hinaus. Ich habe die Selbstbeherrschung gelernt, so schwer auch der Kampf mit mir selbst war, und fühle mich dabei als Sieger.

Ein drittes Gebot: lerne Mut und Willenskraft. Der Kampf für unser Vaterland hat uns ein schweres Schicksal auferlegt, das wir ebenso freudig tragen müssen als wir für Kaiser und Reich das Schwert zogen. Dies zwang uns, ein neues Leben aufzubauen. Dazu gehört Mut und Entschlossenheit. Ich habe als fruchtbare Hilfe die Punktschriftlektüre erwähnt und gesagt, daß sie uns vom Grübeln, von trüben Gedanken, von Schwermut abbringt. Man muß sich grundsätzlich abgewöhnen, in stillen Stunden an die schönen früheren Zeiten des Lichts zu denken oder gar Vergleiche zwischen einst und jetzt zu ziehen. Das führt auf schlimme Abwege und entzieht den Mut zum Wiederaufbau. Wir müssen nur der Gegenwart leben und aus ihr herauszuholen suchen, was unsere Kräfte vermögen. Unser einziger Gedanke muß auf eine schöne Zukunft gerichtet sein und sie allein ist anzustreben. Dazu gehört aber auch die zähe Willensstärke, alle körperlichen und geistigen Kräfte einzusetzen und sich bei Erlernung und Ausnützung der Blindenkünste und -fertigkeiten von keinem mißlungenen Versuch abschrecken zu lassen. Wer will, der kann; wer kann, der muß.

Die Erfüllung dieser drei Gebote ist schwer, sehr schwer. Sie wird aber erleichtert durch andere Eigenschaften, die zu erringen weniger schwer fällt. Ich will sie als viertes Gebot zusammenfassen: sei immer fröhlich und unverzagt, setze dich rücksichtslos durch und laß dich nie einschüchtern.

Ewige Nacht um die Augen und fröhlich? Das sind wohl zwei Begriffe, die sich nach Vieler Ansicht gegenseitig ausschließen. Diese Meinung ist jedoch irrig. Wer

das Augenlicht nicht mehr besitzt, lebt nur nach innen, weil er durch die Außenwelt nur wenig abgelenkt wird. Es fehlt ihm ein wichtiges Brückenglied. Das dunkle Innenleben aber ist, wie ich schon öfter ausgeführt habe, für den Blinden gefährlich. Er muß Mittel und Wege finden, um sich ein inneres Licht zu verschaffen und so zum äußeren Licht zu kommen. Gerade dazu hilft ihm ein fröhlicher Sinn, eine freudige Lebensauffassung am besten. Selbstverständlich kommt es dabei auf die natürliche Veranlagung jedes einzelnen an. Ist der Blinde von Geburt an ein froher Charakter, so wird ihm diesen Frohsinn keine Macht der Welt rauben. Er bricht sich immer Bahn, auch durch das schwerste Leid, durch das dunkelste Leben. Ein solcher gottbegnadeter Blinder hat von selbst die Brücke zur Außenwelt und kommt so auf ihr leicht zum inneren und äußeren Licht. Aber ein ernster Mensch wird bei dem Rate, sich Fröhlichkeit anzugewöhnen, wehmütig den Kopf schütteln und rasch verzagen. Mit Unrecht. Wenn man auch die frohe Natur nicht hat, so kann man sie sich doch bis zu einem gewissen Grade aufzwingen, wenigstens insoweit, als man sie zur Erreichung eines lichten Lebens nötig hat. Ja, laßt Sonne herein in das dunkle Innenleben! Weg mit allen traurigen Gedanken, weg mit dem Alleinsein, dem langen Nachgrübeln und vielen Denken! Wie sagt doch Caesar in kluger Vorahnung in Shakespeares „Julius Caesar“: „Der Cassius dort hat einen hohlen Blick, er d e n k t zu viel!“ Wenn die vielen Blindenbeschäftigungen, die Lektüre und andere geistigen Genüsse nicht genügend Ablenkung verschaffen und das Dasein des Blinden erhellen, dann möge er zur Erlernung der Fröhlichkeit die

lustige Gesellschaft gesunder froher Menschen suchen, die nicht fortwährend über ihr eigenes Leid klagen und jammern und ihn damit weit mehr niederdrücken, als aus seiner Dunkelheit herausreißen. So habe ichs auch gemacht und bin gut damit gefahren. Und wenn alles nichts hilft, dann hilft sicher Eines: das Glück in der Familie, in Frau und Kind. Gott hats dabei gut mit mir gemeint. Eine herzensgute Frau, ein stets fröhlicher Sohn sehen mir jeden Wunsch an den Augen ab und ertragen vorbildlich alle trüben Stimmungen, die mir das Schicksal manchmal auferlegt, um mich dann vereint mit Heiterkeit und Frohsinn aus dem Dunkel zu reißen und dadurch selbst fröhlich zu machen. Was der klügste Mann oft nicht fertig bringt, gelingt spielend einem Kinderlachen: es schafft Sonne und Freude im Leben.

Der Kindermund hat mir wirklich schon oft viel Vergnügen gemacht. Ich habe gefunden, daß das Kind einen innigen Anteil an dem Schicksal der Kriegsblinden nimmt und ihm auf eine Weise Ausdruck gibt, die, gleichgültig ob ernst oder heiter, fröhlich stimmt. So ging ich einst, von meiner Frau geführt, nach Hause und kam dabei vor dem Gartentor dessen Pfeiler etwas zu nahe. Da sprang ein kleiner Knirps von vielleicht sieben Jahren auf mich zu, nahm mich freundlich an der Hand und führte mich mit den Worten: „Gebens obacht, daß nit anhuzen“ vorsichtig um den Pfeiler herum. Mußte ich schon über seine in reinstem Nürnberger Deutsch gesprochene Warnung lachen, so wirkte auch die originelle Fürsorge erheiternd auf mich. — Ähnlich erging es mir bei einer kleinen vierjährigen Freundin, die von ihren Eltern

wußte, daß mir die Franzosen das Augenlicht genommen hatten. Nach langem Nachdenken fragte sie mich teilnehmend, was denn eigentlich die bösen Franzosen mit meinen Augen gemacht hätten, nachdem sie mir diese genommen haben. — Und als ich im Jahre 1915 bei meinen Verwandten zu Besuch weilte, da konnte sich mein kleiner fünfjähriger Neffe gar nicht wegen meines Schicksals trösten. Er las mir auf seine Art die Bilderbücher vor und fragte mich jeden Tag immer wieder, ob ich nunmehr die Bilder sähe. Auf meine verneinende Antwort kam dann stets die tröstende Versicherung: „Wenn Friede geschlossen wird, dann geben dir die Franzosen die Augen sicher wieder heraus, das müssen sie tun, ich weiß es ganz bestimmt." Leider haben sie es nicht getan, aber die wohlgemeinte Tröstung tat doch gut und machte mir Spaß.

All solche kleinen Erlebnisse bringen Sonne in das Gemütsleben des Kriegsblinden und tragen ihr Teil dazu bei, neuen Mut zu fassen und unverzagt den auftretenden Hindernissen zu trotzen. Daneben ist es jedoch auch unvermeidlich, sich eine energische Selbstbehauptung und, wenn etwas mißlingt, eine allgemeine Gleichgültigkeit anzugewöhnen. Ich lasse mich z. B. auf der Straße, beim Ein- und Aussteigen, überhaupt im Verkehr grundsätzlich nicht von meinem Führer trennen. Schon öfter haben sich unachtsame Leute darüber beschwert, daß ich nicht ihnen oder Damen den Vortritt ließ oder ich im Gedränge nicht von der Seite meines Führers wich. Soweit möglich, klärte ich die Leute auf, wobei es mir aber ganz einerlei war, ob sie sich beruhigten oder nicht. In dieser Hinsicht bin ich mir selbst

der Nächste. Ein Kriegsblinder hat an seinem Selbst-
opfer für die Mitmenschen soviel zu tragen, daß er schon
mit einem gewissen Recht einiges Verständnis von ihnen
beanspruchen kann, und es ist bedauerlich, wenn er —
was mir allerdings erfreulicherweise sehr selten vor-
kam — erst auf dieses Recht pochen muß. Ebenso läßt
sich manchmal in der Öffentlichkeit die feine Rücksicht
auf die Gefühle des Blinden vermissen, falls ihm irgend-
eine Handreichung mißlingt und er sich bei einer irrtüm-
lichen Bewegung lächerlich und auffällig macht. An-
fangs hat es mich sehr verärgert, wenn die Gesellschaft
an solchen Vorkommnissen einen nicht gerade taktvollen
Anteil nahm. Inzwischen bin ich abgeklärter geworden
und setze mich völlig gleichgültig über derartige Dinge
hinweg und lache, so oft mir ein Mißgriff oder dgl.
passiert, selbst mit.

Noch eine Eigenschaft gibt es, ohne die ein Blinder
nach meiner Erfahrung nicht auskommen kann, weil sie
ihm den Übergang zum neuen Menschen erleichtert und
dauernd ein selbständiges Leben schaffen hilft. Ich füge
sie als letztes an: die peinliche Ordnungsliebe. Für keinen
ist die Ordnung, wenn ich die Worte Schillers gebrau-
chen darf, so heilig, eine so segensreiche Himmelstochter
als für den Nichtsehenden. Sie gibt ihm dreiviertel sei-
ner ganzen Selbsttätigkeit und gleichzeitig die gesuchte
Befriedigung. Ich hatte das Glück, sie mir nach meiner
Verwundung nicht erst zwangsweise aneignen zu müs-
sen, weil ich sie bereits besaß. Schon als Student sah ich
auf einen ordentlichen Zustand meines Zimmers, des
Bücherregals und der Schubladen und wurde deshalb
allgemein bekannt und von meinen Freunden — fälsch-

licherweise nannten sie mich einen Pedanten — natürlich auch verulkt. Wenn sie mir einen recht empfindlichen Schabernack spielen wollten, kamen sie in meiner Abwesenheit auf meine Bude und stellten alles durcheinander, was im Zimmer war. Sie wußten, daß mich das ins Mark traf. Allein sie vermochten mich nicht von dieser sog. Pedanterie abzubringen, und dem war gut so. Auch ohne etwas zu sehen finde ich heute alles von selbst. Ich brauche keine Hilfe bei Bedienung meines Kleider- und Wäscheschranks, ich finde ohne Hilfe meine sämtlichen Arbeits- und Gebrauchsgegenstände, ja ich bin sogar in der Lage, mir aus meinem über 800 Bände zählenden Bücherschrank mit wenigen Ausnahmen jedes beliebige Buch auszusuchen. Das ist für mich Goldes wert und bedeutet einen unschätzbaren Sieg über das Ohnmachts- und Abhängigkeitsgefühl. Möchten alle Blinden sich, wenn noch nötig, die Ordnungsliebe aneignen. Sie kann und wird ihnen nur förderlich sein.

Es würde mich nicht verwundern, wenn viele diesen Behauptungen mit einem ungläubigen Lächeln gegenüberständen und ihren schlecht verhüllten Gedanken, daß ich aufschneide und prahle, kaum verbergen könnten. Haben es mir doch schon viele Leute ins Gesicht gesagt: wie kannst du ein Wäschestück, die Farbe eines Anzugs und sonstige Gebrauchsartikel oder gar die Aufschrift eines Buches richtig erkennen? Das ist unmöglich, also Unsinn. Nicht doch! Diese Ungläubigen verkennen oder übersehen eines: mit der Ordnung geht das Gefühl, das Gedächtnis und das Gehör Hand in Hand, und mit ihrer Hilfe vermag der Blinde vieles, oft weit mehr als ein Sehender. Natürlich geht es entschieden zu weit,

wenn mich gleich nach meiner Verwundung gutherzige Optimisten mit der besser gemeinten als geglaubten Behauptung zu trösten versuchten, ein Leben ohne Augenlicht sei nicht schlimm, es gäbe Hunderte von Apparaten, die alles ersetzten, auch würden sich die übrigen Sinne derart ausbilden, daß man das Augenlicht gar nicht mehr vermisse. So schön ist es nun leider freilich nicht, denn das Auge kann nie völlig ersetzt werden. Aber das ist nicht zu leugnen, daß Blindsein enorm das Gedächtnis stählt, das Gefühl stark verfeinert und das Gehör außerordentlich verschärft. Und damit erwächst, wenn auch nicht das Auge wieder, so doch eine ganz außergewöhnliche Hilfe. Hört der Blinde eine Predigt, einen Vortrag, ein Theater oder eine Erzählung irgendwelcher Art, so merkt er sich den Inhalt und kann dies auch leichter, weil er durch das Gesicht nicht abgelenkt wurde, sondern nur mit dem Ohre auffaßte. Der Sehende dagegen sieht bei diesen Anlässen viel zu viel anderes, folgt nicht mehr richtig, versäumt dabei oder muß sich, um vom Inhalt etwas mit nach Hause zu tragen, Notizen machen. Werde ich bei einer schriftlichen Arbeit unterbrochen, so bin ich gezwungen, mir den Inhalt, den letzten Satz genau zu merken, um nach Wegfall der Unterbrechung richtig wieder einsetzen und den Zusammenhang herstellen zu können. Füge ich meinem Bücherschrank ein neues Buch ein, so merke ich mir, wo es steht. Ich merke mir, in welchen der vielen Fächer meines Schreibmaschinentisches die Schreibpapiere verschiedener Größe liegen, um sie allein wieder zu finden. Ich merke mir, in welcher Reihenfolge meine Kleidungsstücke im Schranke hängen, damit ich sie allein heraussuchen kann. Mit

einem Wort, im Blinden steckt geradezu ein Selbsttrieb, alles zu merken, zu merken und wieder zu merken. Dadurch wird im Lauf der Jahre das Gedächtnis derart gestählt, daß es ein umfangreiches Gebiet beherrschen kann und fast ihn selbst in Erstaunen setzt.

Dazu kommt die Ausbildung des Gefühls. Wie ein Richter durch einen Augenschein ein bedeutend besseres Bild von der zu untersuchenden Sache bekommt als durch hundert Zeugen, so auch der Blinde, wenn er sich durch einen kurzen Handgriff von der Größe, Form und Beschaffenheit der Dinge überzeugen kann. Er sieht durch die Hand. Daneben ist das ununterbrochene Tasten beim Lesen der Punktschrift dem Gefühl nur förderlich. Die jahrelange Gewohnheit verfeinert schließlich das Gefühl derartig, daß es dem Blinden viel zu Gesicht bringt, was der Sehende nur mit dem Auge faßt. Auf diese Weise wurde es mir im Lauf der Zeit leicht möglich, durch den Händedruck auf das Alter, die Größe und Art der mir gegenüberstehenden Personen zu schließen, aber auch die Beschaffenheit der Gegenstände oder die Aufschrift auf Büchern zu erkennen. Auch viele kleinere Hausarbeiten und Fertigkeiten werden dem Blinden durch die „sehende" Hand leicht ermöglicht und geben ihm das befriedigende Bewußtsein, nicht nutzlos zur Seite zu stehen, sondern selbst mitanpacken zu können. Ich freute mich von Herzen, als ich seinerzeit in der traurigen Inflationszeit, in der man wegen der ununterbrochen wachsenden Geldentwertung jede fremde Hilfe einsparen mußte, meiner mit Arbeit überlasteten Frau so manche Tätigkeit im Haushalt abnehmen konnte; mit Vergnügen putzte ich die Stiefel und die Metalle oder sorgte dafür, daß das

Feuer im Ofen nicht ausgehe. Das Gefühl an meiner Hand verriet mir, ob die zu putzenden Gegenstände rauh oder glatt, ob die Kohlen im Ofen noch glühend oder erloschen seien. Es machte mir auch gar nichts aus, unter Lebensgefahr auf das Gesimse vor das Fenster hinauszusteigen und so die Jalousien, deren Schnur aus den Rollen gesprungen war, wieder in Gang zu bringen. Der Blinde kennt ja keine Schwindelgefühle, die Hand aber vertrat mir das Auge. —

Die Hand vertrat mir aber oft auch das Auge bei Tätigkeiten, die dem derben Zugriff eines Mannes weniger liegen; um so mehr erhob mich dann ein gutes Ergebnis, ein sicherer Erfolg. Ich habe schon einmal erzählt, daß mein kleines Söhnchen in den ersten Monaten seines Daseins mehr schrie als uns lieb war. Alle dagegen angewandten Erziehungsmittel, alle Beruhigungen und Besänftigungen wohlmeinender Tanten oder Freunde halfen nichts, der Bube schrie aus Leibeskräften weiter, besonders nachts. Wenn ich ihn aber dann aus seinem Bettchen nahm und, um den Nachbarn die nötige Ruhe zu verschaffen, manchmal stundenlang herumtrug, da war er still, legte vertrauensvoll sein Köpfchen an meine Schulter und schnaufte tief auf, wie wenn er sagen wollte: „Endlich habe ich meinen Kopf durchgesetzt." Wenn ich aber dies erzählte, kamen die ängstlichen Zuhörer in Unruhe und machten mir offene oder versteckte Vorwürfe; dem Kind könne etwas zustoßen, wenn ich es als Blinder herumtrage. Sie dachten nicht daran, daß ich dem Kleinen mit Hand und Gefühl den sichersten Schutz gewähren kann. Er lag an meiner linken Schulter und mit dem rechten Arm umschlang ich ihn und

bettete sein Köpfchen immer in meine rechte Hand. Arm und Hand fingen, falls ich anstieß, jeden Stoß auf und das Kind lag wie in Abrahams Schoß. Der Blinde kann eben doch mehr als ein Sehender denkt. Ich wurde aber vor noch weit schwierigere Aufgaben gestellt. Unser Söhnchen mag etwa gerade vier Monate alt gewesen sein, als meine Frau das Unglück hatte, sich mit siedendem Wasser den rechten Unterarm zu verbrühen. Eine enorme Brandblase war die Folge; der Arm war längere Zeit gebrauchsunfähig. Zu allem Übel war auch unser Hausmädchen krank und lag im Krankenhaus. Alle kleineren Hausarbeiten ließen sich notdürftig bewerkstelligen, aber — — das Kind! Wer pflegt und wartet es, wer badet es? Da sprang, von Vater- und Blindenstolz getrieben, ich ein. Es schien dem jungen Mann ja nicht ganz gemütlich zu sein, als ich ihn auf seinen Wickeltisch legte, an ihm herumtastete und vielleicht etwas unzart die kleinen Ärmchen durch die Ärmel seines Jäckchens zwängte; denn er merkte sichtlich die „männliche Behandlung" und zeigte durch gelegentliche Klagelaute sein Erstaunen. Dies wuchs aber zur Ängstlichkeit, als es ans Baden ging. Doch nur das erste Mal. Später hatte er sich daran gewöhnt und fand sich damit ab. Er hatte aber auch nicht den mindesten Grund zur Klage, denn es ging ausgezeichnet. Ich legte den Buben auf meinen linken Unterarm, den ich schräg hielt, so daß der Kopf erhöht lag. So gings ins Wasser. Meine Frau leitete mich und sagte mir, ob ich tiefer unter die Wasseroberfläche gehen müsse oder ob es genüge. Mit der rechten Hand bearbeitete ich dann den kleinen Burschen mit Schwamm und Seife. Es ging prächtig. Wohl klam-

merte sich der Kleine zuerst ängstlich an meinen Oberarm und zog krampfhaft an der Hand der Mutter, wie wenn er sie zu Hilfe rufen wolle. Aber sehr bald sah er ein, daß er vielleicht vorsichtiger behandelt werde als von einem Sehenden und zeigte durch das übliche Jauchzen und Strampeln seine Zufriedenheit. Auch ich hatte sie, diese Befriedigung. Meine fühlende Hand war doch etwas wert und hat mir mit bestem Erfolg die Augen ersetzt. — —

Die Ordnung sorgt also dafür, daß sich alles am richtigen Platze befindet, den ich mir gemerkt habe; das geschulte Gedächtnis sagt mir, in welcher Reihenfolge die Kleider, Wäschestücke oder Bücher aufbewahrt sind und wie die Farbe dieser ordentlich untergebrachten Gegenstände ist; das feine Gefühl verrät mir, ob das Tuch jenes Anzugs dick oder dünn, ein Gegenstand glatt oder rauh, ob das gesuchte Buch gepreßt oder verziert, in Leder oder Leinen gebunden ist. Alles wirkt zusammen und macht so dem Blinden die Selbstbedienung nicht schwer.

Die scharfe Ausbildung des Gehörs reiht sich folgerichtig an. Sie kommt aus der starken Inanspruchnahme durch den Blinden, der äußere Eindrücke außer mit dem Gefühl in der Hauptsache nur mit dem Gehör gut erfassen kann. Auch hier fördert die jahrelange Gewohnheit. Sie hat das Gefühl soweit gebracht, daß ich auf der Straße jedes Hindernis, z. B. Häuser, Bäume, Plakatsäulen, Tore usw., ja sogar meinen Abstand von ihnen durch den Luftdruck sicher erkennen kann oder im Zimmer das Fehlen eines Teppichs oder Vorhangs genau festzustellen vermag. Ist es bei einer solch erfreulichen Ent=

wicklung der übrigen Sinne wunderzunehmen, wenn ich manchmal meiner Frau zum Schreckgespenst werde und sie mich mit dem Rufe: „Er kommt schon hinter alles“ aus dem Zimmer jagt? Ich ertrage eine derartige Liebes-Gewalttat mit Befriedigung und bin Gott dankbar, daß ich noch „hinter alles kommen kann“.

Sucht sich der Blinde auf diese Art und Weise durch Selbstumbildung sein dunkles Leben lebenswert zu machen, so muß ihm dabei aber auch seine engere und weitere Umgebung hilfreiche Hand leisten. Sie will gern, macht es aber leider gewöhnlich falsch. Deshalb gilt es für den Blinden im eigensten Interesse nicht nur sich, sondern auch die Umgebung für sein neues Leben zu erziehen und so den Weg zum Licht zu erleichtern.

Die eigne Ordnungsliebe hilft dem Blinden nur halb, wenn sie sich nicht auch gleichzeitig auf seine Familie, seinen Haushalt überträgt.

Die kleinen Leichtfertigkeiten des täglichen Lebens müssen den im Hause beschäftigten Personen abgewöhnt werden. Es ist doch wirklich von ihnen nicht zu viel verlangt, sich dem Blinden zuliebe an eine vorsichtige Ordnung zu gewöhnen und so die offenstehenden Türen, die störende Aufstellung von Möbelstücken, Reinigungsgegenständen und zerbrechlichen Sachen, überhaupt alle Bewegungshindernisse zu vermeiden, die ihm nur Gefahr, Unfälle, Schäden, Verluste, Ärger und Verzweiflung bringen. Ich machte meiner näheren Umgebung diese Rücksichtnahme, diese Gewöhnung um so leichter, als ich durch das geschärfte Gefühl und Gehör sehr bald die nötige Witterung bekommen habe und mich in den Zeiten, in denen Hausfrau und Dienstboten un-

umschränkt herrschen, beim Hausputz, beim Stöbern, unsichtbar mache und mich in meine geheimsten vier Wände zurückziehe. Zum Dank dafür müssen sie mir aber auch den Gefallen erweisen und meine sämtlichen Gebrauchsgegenstände, mein ganzes persönliches Reich so unberührt und in der gleichen Lage lassen, wie ich es gewohnt bin. Denn für die Freiheit und Selbständigkeit des Blinden ist es das erste Gebot, daß man ihm seine Sachen dort liegen läßt, wo er sie hingelegt hat, wieder sucht und findet. Das ist die richtige Hilfe des Hauses.

In Gesellschaft, im Freundeskreis ist es nicht anders. Es ist nicht am Platze, den Blinden, wenn auch in bester Absicht auf eine Weise zu unterstützen, die ihn in seiner Selbständigkeit stört, ja ärgert und der Gefahr der Lächerlichkeit aussetzt. Ich habe in meinen Erfahrungen aus meinem dunklen Leben schon einige Beispiele für eine solch unrichtige Hilfe angeführt. Es gibt noch viele. Ich saß einmal mit meiner Frau in einer stillen Ecke eines Wirtschaftsgartens. Meine Frau ließ mich auf kurze Zeit allein, um in der Wirtschaft zu telephonieren. Ich überließ mich währenddem meinen Gedanken. Plötzlich ertönte ganz dicht neben meinem Stuhl eine tiefe Stimme, die sagte: „Bitte schenken Sie mir sofort etwas, ich bin bettelarm." Durch diesen unerwarteten Vorgang wurde ich derart erschreckt, daß ich — die Nerven der Kriegsblinden sind nun einmal empfindlich — die Sprache nicht finden konnte. Der „Bettler" war ein Freund von mir, der mich allein sitzen sah, sich über eine Wiese ganz leise heranschlich und mich mit veränderter Stimme überraschen wollte. Er merkte sofort sein Unrecht und hat sich reumütig entschuldigt. Man kann daraus etwas ler-

nen: ist es schon nicht ohne Gefahr, einen Sehenden zu erschrecken, so bedeutet es eine schwere Schuld, ein derartiges, wenig ermunterndes Spiel mit einem Blinden zu treiben, der an sich schon genug zu tragen hat und seine übrigen Sinne wahren muß. Es ist überhaupt ein irriger Glaube, mit vielleicht recht zweifelhaften Scherzen einem Blinden vermeintlich ein Vergnügen zu machen. Ich finde sehr häufig in Gesellschaft die Neigung, den Blinden dadurch aufheitern zu wollen, daß man ihn vor Rätsel stellt, ihm ohne nähere Erklärung Gegenstände zum Erkennen vorlegt oder Ähnliches.

So war ich einmal bei Bekannten eingeladen, die zum Essen Wein reichten. Auch ich trank meinen Teil. Bald fiel es mir auf, daß man mich häufig zum Trinken aufforderte. Das machte mich nachdenklich und deshalb prüfte ich den Wein besonders genau und fand dabei auch von selbst heraus, daß mir inzwischen eine andere schwerere Weinsorte eingegossen worden war. Als ich dies feststellte, saß die Gesellschaft etwas betreten vor mir und bekannte schließlich, man habe mir heimlich einen andern Wein vorgesetzt, um mich zu prüfen, ob ich dahinterkäme. Ich hatte es gemerkt, drum war der Witz mißlungen. Aber was wäre geschehen, wenn ich es nicht gemerkt hätte? Die ganze Gesellschaft hätte schließlich gelacht, über den Kriegsblinden gelacht, auf Kosten seines Augenverlustes gelacht! Kann so etwas das dunkle Dasein erleichtern? Mag auch die Absicht sicherlich keine böse gewesen sein, es muß dem Kriegsblinden wehe tun, sobald man sein Opfer zum Gegenstand des Scherzes macht. Das ist eine falsche Hilfe. Will die Gesellschaft richtig helfen, muß sie überlegt helfen und nehme als

obersten Grundsatz: versetze dich in die Lage des Blinden, dann hilfst du ihm richtig und bewahrst ihn vor Lächerlichkeit und innerem Schmerz. Ich habe schon oben ein Wort über einen Augenarzt gesagt, der einmal in einer Gesellschaft an meiner Seite saß und mich mustergültig betreute. Er folgte offenbar richtig diesem Grundsatz. Wollten mir die andern beim Anzünden der Zigarre helfen, so hielt er sie mit dem Hinweis ab, daß ich das selbst könne. Dabei dachte er an den Trieb des Blinden zur Selbständigkeit. Wurde aber der Aschenbecher zur Entleerung vom Tisch genommen, machte er mich sofort darauf aufmerksam und verhütete auf diese Weise, daß ich auffällig darnach herumtaste; entfernte er sich selbst von seinem Stuhle, so teilte er mir es vorher mit. Das war alles überlegt und verständig. Er erkannte genau, was ich von selbst beobachte oder zu tun vermag und was nicht. So bewahrte er mich vor Fehlgriffen, Ärger und Lächerlichkeit. D a s ist die richtige Hilfe in der Gesellschaft.

Von intimeren Kreisen abgesehen vermag oft die Gesellschaft den Kriegsblinden mehr zu verletzen als ihm zu nützen. Ich habe auch in diesem Punkt meine traurigen Erfahrungen gemacht, die als abschreckendes Beispiel dienen können. Es ist schon manche Einladung an mich ergangen, bei der ich ein unedles Motiv deutlich erkennen konnte. Man wollte mit einer theatralischen Pose sich selbst beweihräuchern und zog in sichtlich koketter Dankbarkeit den Kriegsblinden bei, ließ ihn aber doch fühlen, daß er förmlich ein notwendiges Übel im Kreise der anderen gesunden Gäste sei. Er konnte sich ja nicht so leicht bewegen wie diese, brauchte vielfach Hilfe

und Rücksicht, kurz, es geschieht eben „um des Vaterlandes willen“. Weiter ging ein Bekannter von mir, dem es am Ende des Krieges gelungen war, eine höhere, von guten Einkünften gesegnete Stellung zu erhalten. Er war mit seiner Frau öfters bei uns zu Gaste. Als er aber eines Tages auf den Gedanken kam, eine große Abendgesellschaft zu halten, lud er mich nicht ein, kam aber auffallenderweise sofort darnach zu mir und erklärte aus eignem Antrieb, er hätte mich gerne eingeladen, wenn er gewußt hätte, daß ich „so etwas“ mitmache. Leider hatte er dabei vergessen, daß ich vorher mit ihm gemeinschaftlich schon öfter solche Gesellschaften besucht hatte, und daß es schließlich dem Eingeladenen allein überlassen ist, zu entscheiden, ob er der Einladung Folge leisten wolle oder nicht. Es war unverkennbar, daß er die Einladung eines Kriegsblinden, weil störend, hatte vermeiden wollen. Vor solchen Gesellschaften, vor so treuen Freunden möge sich der Kriegsblinde hüten; sie sind nicht geeignet, den wahren Dank der Heimat zu beweisen, ihm zu helfen und das dunkle Leben zu erhellen.

Die nähere Umgebung des Kriegsblinden auf diesen einzustellen und zu einer richtigen Hilfeleistung zu veranlassen, ist eigentlich nur eine Frage der Zeit, der Geduld und des guten Willens auf beiden Seiten. Die eigene Familie mit allen zum Haushalt gehörigen Personen, die guten Freunde, stehen ununterbrochen mit dem Blinden in täglichem Verkehr oder sonst nahe und sind vereint ehrlich bestrebt, ihm in Teilnahme und Verständnis helfen zu wollen. Es bedarf bei ihnen nur einer entsprechenden Aufklärung und Zurechtweisung, die wegen

des dauernden Zusammenlebens leicht möglich ist, und sie sind zunutze des Blinden umgestellt.

Erheblich schwieriger aber ist die Erziehung der weiteren Umgebung des Blinden, die Umbildung der Allgemeinheit zu einer richtigen Hilfe. Die Öffentlichkeit nimmt an den Kriegsopfern im Lauf der Jahre leider einen immer geringeren Anteil. Die große Masse des Volkes hat nicht das feine Gefühl; sie eilt, mit sich selbst beschäftigt, im öffentlichen Leben achtlos an den Kriegsopfern vorüber, macht sie höchstens zum Gegenstand ihrer Neugierde und ist weit davon entfernt, ihnen hilfreiche Hand zu leisten. Der Gedanke, dies leidet und trägt er auch für mich, verblaßt immer mehr. Aber noch gibt es Ausnahmen, die allerdings die Regel bestätigen. Ausnahmen, die einem Trieb ihres guten Herzens folgend, auch in der Öffentlichkeit dem Kriegsbeschädigten helfend beispringen und so der Allgemeinheit Anlaß geben können, sich ihrer Hilfepflicht rechtzeitig zu erinnern.

Nun ist aber die Hilfe, die dem Blinden im öffentlichen Verkehr erwiesen wird, nicht immer die richtige. Sie kreuzt sich oft mit seinem entgegenstehenden Willen und Selbsttätigkeitsdrang oder sie verletzt ungeahnt sein Gefühl. Wie ein Sinnesberaubter es schwer empfindet, wenn ihm keine oder zu wenig Hilfe wird, so kann es ihn nicht immer befriedigen, vielmehr sogar oft erregen, wenn die gewährte Hilfe unnötig oder zu groß ist. Zuviel Hilfe wird unrichtige Hilfe. Ich habe in meinen vorausgehenden Schilderungen gelegentlich Beispiele hierfür genannt. Nur zur Ergänzung und Zusammenfassung darf ich sie hieher vielleicht nochmals heranziehen: es ist nicht richtig, wenn ich, von meinem Führer

sicher geleitet, beim Überschreiten eines verkehrsreichen Platzes von irgendeiner hilfsbereiten, gutmütigen, aber überängstlichen Person plötzlich auch noch unterm andern Arm gefaßt und mit raschem Zug auf den Bürgersteig gebracht werde. Das ist überflüssig, macht mich und den Führer verwirrt und mich noch dazu ärgerlich, weil ich dadurch öffentlich als weit gebrechlicher hingestellt werde als ich bin. Aus den gleichen Gründen ist es verfehlt, daß mich beim Ein- oder Aussteigen in Elektrische oder Eisenbahn ein Hilfsbereiter unter beide Arme faßt und mich so hinein- oder hinausträgt. Ein kurzes Wort wie „der Griff ist links von Ihnen" oder „der Platz rechts von Ihnen ist noch frei" würde genügen und wäre mir eine dankenswerte Hilfe. Im äußersten Notfall hat der Helfer verständig genug gehandelt, wenn er meine Hand an den Griff legt. Sogar das an sich zweifellos anerkennenswerte Abnehmen und Unterbringen meines Gepäcks auf Reisen kann mir nicht richtig helfen, wenn mir nicht gleichzeitig gesagt wird, an welcher Stelle es im Gepäcknetz verstaut wurde. In Wirtschaften, Theatern, Konzerten genügt es ebenfalls nicht, daß mich eine hilfsbereite Person unterm Arm nimmt, mir unter einem gewissen Aufsehen der übrigen Gäste einen Weg bahnt und mich auf meinen Stuhl niederdrückt. Das ist eine zwar bestgemeinte, aber doch nur halbe Arbeit. Denn mit dem Platz allein kenne ich mich noch nicht aus, und erst mit meinen übrigen Sinnen, also nach einer längeren Zeit kann ich mich zurechtfinden. Bei zwar noch so gutherziger, aber falscher Hilfe kann es dem Helfer passieren, darf ihn aber nicht verletzen, daß er nicht den gedachten Dank des Blinden fin-

det. Ein Erlebnis mag dies lehren: vor einigen Jahren ging meine Frau, vorsichtig wie immer, mit mir durch die Breitachklamm bei Oberstdorf. Am Ende der Klamm führt ein steiniger, schlecht gehaltener Weg über eine mit ungleichen Stufen versehene Treppe in die Höhe und zur Walserschanze. Da die Stufen verschieden breit waren, stieß ich öfter an und wurde, durch die uns folgenden Personen nervös gemacht, ärgerlich. Wir traten deswegen zur Seite und wollten die hinter uns kommenden Leute vorausgehen lassen, um in Ruhe nachfolgen zu können. Gleich sprang ein älterer Herr auf mich zu, faßte mich am Arm und sagte gutmütig: „Kommen Sie, ich will Ihnen helfen." Aber was tat ich? Etwas, was ich sofort bitter bereute und was den ehrlichen Helfer sicherlich verblüffte und abstieß: ich stampfte mit dem Fuße auf und sagte: „Nein, ich danke, ich kann es allein." Das war die natürliche Reaktion auf eine im Augenblick unnötige Hilfe. Ich fühlte mich in meiner Selbsttätigkeit, in meinem energischen Drang, auch als Blinder über diese Schwierigkeiten des Weges hinwegzukommen, verletzt und wies daher die gutherzige, aber doch unnötige Hilfe schroff ab, zumal ich ja meine Führerin an der Seite hatte.

Ja wie soll denn dann eigentlich im öffentlichen Verkehr die Allgemeinheit dem Blinden helfen, höre ich entrüstet fragen, wenn ihm keine Hilfe recht zu sein scheint. Die Antwort ist einfach, wendet sich nicht nur an das Herz, sondern auch an den Verstand der Mitmenschen: hilf ihm ruhig und überlegt, hilf ihm nur, wenn es offensichtlich nötig zu sein scheint, hilf ihm nicht zu viel und nicht zu wenig; dann wirst du dir den herzlichsten

Dank des Kriegsblinden sichern und kannst selbst das erhebende Gefühl mit forttragen, daß deine Tat einen Menschen aufgerichtet hat, der auch für dich sein höchstes Gut hingab. Ein kluges Auge erkennt den Sinnesberaubten, den Kriegsbeschädigten sofort. Hat er auf der Straße oder an öffentlichen Plätzen einen Führer bei sich, so bedeutet es eine völlig genügende Hilfe, wenn die Vorübergehenden rücksichtsvoll ausweichen oder den Raum freigeben. Nun gibt es jedoch viele Blinde, die im Ausfluß ihrer Selbsttätigkeit eine Ehre dareinsetzen, sich in der Öffentlichkeit ohne Führer zu bewegen, ja sogar die verkehrsreichsten Straßen überschreiten, gerade als ob sie allein auf der Welt wären. Sie wollen und brauchen keine Hilfe, wenn aber doch, dann werden sie sich schon rühren. Ich selbst stehe nicht auf ihrem Standpunkt; denn in unserer nervösen, motorgesegneten Zeit halte ich es für eine Herausforderung des Schicksals, in derartigen Fällen immer mit einem glücklichen Erfolg zu rechnen. Ich sehe keine Veranlassung, aus einem fast leichtsinnigen Ehrgeiz mir zu meiner ewigen Nacht vielleicht noch verkrüppelte Glieder zu holen, und habe mich mit meiner Vorsicht, im Verkehr am Arm eines Führers zu gehen, stets sehr wohl und sicher gefühlt. Auch meine Selbständigkeit hat dadurch in keiner Weise gelitten. Dennoch habe ich auch hierbei schon oft die wohltuende Hilfsbereitschaft meiner Mitmenschen kennengelernt.

Wenn meine Frau in einem Geschäft etwas besorgte und ich währenddessen vor dem Laden auf dem Bürgersteig wartete, kam es mir gar nicht selten vor, daß fremde Personen mich befragten, ob sie mich über die Straße hinüberführen dürften. Sie nahmen an, ich wage nicht

die Straße zu überqueren und warte auf eine ruhige Minute oder auf Hilfe. Das ist verständig und überlegt und kann nur den Dank jedes Blinden auslösen. Erfreulicherweise waren es oft ganz einfache Leute, die sich mir zur Verfügung stellen wollten, ein schönes Zeichen warmen Mitempfindens beim Volke. Auch an den Schaffnern der Nürnberger Straßenbahn und der Reichsbahn fällt diese vorsichtige und vernünftige Fürsorge für Kriegsbeschädigte wohltuend auf und kann für die Allgemeinheit als Muster dienen. Eine ruhige Führung am Arm mit kurzer, leichtverständlicher Anweisung des Platzes genügt. Mögen auch die Beamten in dieser Beziehung eine dankenswerte Anweisung von ihrer Direktion haben, so ist es nach meiner Erfahrung doch höchst erfreulich, mit welcher klugen Überlegung sie ihre Weisungen erfüllen. Dies alles trägt dazu bei, dem Kriegsbeschädigten das Verlorene richtig zu ersetzen. Auch in den öffentlichen Lokalen und Versammlungsorten weiß er es dankbar zu schätzen, wenn er unauffällig unterstützt wird und das nichtbeteiligte Publikum keine merkliche Notiz von ihm nimmt. Beim Aufhängen seiner Kleider, beim Suchen eines Sitzplatzes braucht er eine Hilfe; sie läßt sich durch leise Zurechtweisung und Führung unschwer leisten. Ist es möglich, ihn noch unmerklich über seine nächste Umgebung aufzuklären, z. B. in Wirtschaften die Art und Weise des Gedeckes, der Gläser oder sonstigen Tischgerätschaften bekannt zu geben und ihm im Theater die Richtung und Entfernung der Bühne, des Orchesters, der übrigen Einrichtungen zu zeigen, dann ist die Hilfe vollkommen und erleichtert das eigne Einleben bedeutend.

Wie förderlich für den Blinden überhaupt eine klare, richtige Beschreibung ist, habe ich schon dargetan, als ich von meiner ersten dunklen Reise aus dem Lazarett in Düsseldorf nach Grünstadt erzählte. Sie ermöglicht dem Blinden ein neues Sehen und Miterleben, sie schafft ihm insbesondere den Genuß der Reisen. Ein gut beschriebenes Landschaftsbild sagt ihm alles. Auch darin kann die Allgemeinheit eine wertvolle Hilfe bringen. Ich bin in den letzten Jahren sehr viel gereist. Kluge Begleiter beschrieben mir kurz in scharfen Umrissen die Schönheiten der Natur, und diese Hilfe verschaffte mir das Bild, wie wenn ichs sähe. Als ich von teilnehmenden Verwandten in der Schweiz zu einer Reise durch dieses herrliche Gebirgsland eingeladen wurde, sah ich, durch anschauliche Beschreibung klug geworden, von Rigi-Kulm aus die vielen Schneegipfel in allen märchenhaften Farben des Tages und der Nacht, im Sonnenglanz und Abendglühen, genau so, wie sie der Sehende erblickte und mir beschrieb. Wie er genoß ich vom Strela-Paß bei Davos den wunderbaren Blick auf die winzigen Dörfchen in der Tiefe und schaute in Lugano vom San Salvatore aus bis in Italiens goldne Auen. Und wenn ich auf einer Reise in unser herrliches bayrisches Gebirge im selbstgeruderten Boot über die Wellen des lieblichen Schliersees glitt und meine Frau beschrieb mir die spitzen Zacken und stolzen Berge, die dieses reizende Fleckchen Erde umgaben, da sah ich alle wie ein anderer und freute mich daran und gewann sie lieb. Viele, denen nur das Auge einen solchen Genuß verschafft, können dies nicht begreifen. So stieg ich vor einigen Jahren einmal von Oberkrimml aus mit meiner

Frau zur Filzsteinalp und zum Plattenkogel empor, angesichts der 2000 m Höhe und des steilen, steinigen Gebirgspfades für Führerin und Geführten keine geringe Leistung. Da gesellte sich ein biederer Bauer zu uns, der in einem Korb auf dem Rücken Lebensmittel auf die Alp trug. Fast mitleidig sah er uns zu, wie wir mühsam von einem Geröllstein auf den andern kraxelten und oft abrutschten, aber uns immer wieder unentwegt weiter in die Höhe arbeiteten. „I versteh' euch Stadtleut nit," meinte er treuherzig, „ihr lauft freiwilli da hinauf und wir flucha, wenn wir nauf müssa." Ich erklärte ihm nun, daß wir wegen des Fernblicks und der schönen Aussicht uns die Mühe des Aufstiegs machten, aber ich hatte mich verrechnet. Denn er mußte plötzlich mein dunkles Augenglas gesehen haben und fragte daher ganz erregt: „Gelt, Sie sehen nichts?" Als ich dies bejahte, war es mit seiner guten Laune vorbei. Fassungslos starrte er uns an und brachte nur noch die Worte hervor: „Und dann geha Sie do hinauf?", zog mit langen Schritten aus und beeilte sich, uns weit hinter sich zu lassen. Nein, mein lieber Älpler, wir waren nicht einem Irrenhaus entsprungen, wie du offenbar annahmst. Wir stiegen ruhig weiter hinauf und oben zeichnete mir meine Frau das herrliche Bild von all den Bergen und Gletschern, den Hütten und Matten, die das Herz und Auge des Beschauers erfreuen. Auch das meine, denn ich zeichnete mit und sah es auf meine Weise. So konnte ich auch, wenn allerdings in dem Falle nachdrücklichst durch das Gehör unterstützt, die tosenden Krimmler Wasserfälle sehen und mir ein richtiges Bild davon machen, daß sie als die größten Europas angesehen

werden. Der schildernde Mund, mein malendes inneres Auge ließen mich sehen und nichts vermissen.

Ich ziehe den Schlußstrich: was mir der Krieg genommen hat, das ward mir durch die Hilfe wieder geboren. Erfindung, Kunstfertigkeit und Technik erleichterten mir Arbeit und Beschäftigung; mein eignes Ich formte sich nutzbringend um und brachte mir Charakterstärke; die mitfühlende Umwelt endlich gibt mir das Schönste, ihre Hand und ihr Herz. So wird das Dunkel der Augen langsam erhellt und der Weg zum Lichte ist frei. Und wenn dir Enttäuschungen einen Augenblick das Leben verdüstern, wenn dir der Weg zum Licht auch manchmal schwer erscheint, wenn du an aller menschlichen Hilfe verzweifeln willst, dann hilft dir der strahlende Stern, der leuchtend über deinem Haupte steht: fürs Vaterland! —

5. Freundschaft und Kameradschaft.

Es gibt ein altes Sprichwort, das schon manchen Unglücklichen wieder aufrichtete: Trost für den Elenden ist es, Leidensgefährten zu haben. Wird jemand durch ein böses Geschick hart getroffen, dann beruhigt es ihn, wenn er nicht a l l e i n im Unglück steht, sondern auch Schicksalsgefährten hat. So ist es bei allen, die ein schweres Leid durchs Leben tragen müssen, gleichgültig ob dies Leid ihr Herz und Gemüt beschwert oder an ihrem Körper zehrt; ebenso ist es auch bei all den Vielen, die für ihr Vaterland ihr Bestes hingegeben haben. Nur der Leidensgenosse kann ganz richtig mitfühlen, nur er

völlig verstehen, wie groß und schwer das Unglück ist, aber auch nur er kann aus seinem eignen Leid heraus den richtigen Trost spenden. Und doch steht er dabei nicht allein. Auch die vom Unglück nicht Betroffenen können ihm hilfreiche Hand leisten. Gerade nach meinen Erfahrungen als Kriegsblinder möchte ich jenes Wort dahin erweitern: ein Trost ist es für jeden Unglücklichen, mitfühlende Gefährten zu haben. In den langen Jahren seit meiner Verwundung habe ich von meinen Freunden und Kameraden tausend Beweise dafür erlebt, daß sie mein Opfer für das Vaterland voll verstehen und anerkennen und nach allen Kräften bemüht sind, mein Schicksal, das ich auch für sie trage, zu erleichtern und mich wieder aufzurichten. Ihr Bestreben, ihre treue Fürsorge hatte eine ausgezeichnete Wirkung: ich bekam dadurch den Mut, wieder in die menschliche Gesellschaft einzutreten und mir den gleichen Platz zu erringen, den ich vorher hatte. Kaum war ich verwundet, da waren schon meine Freunde und Kameraden da. Im Lazarett, in den folgenden Kriegsjahren überschütteten sie mich mit Briefen und Liebeszeichen, aus dem Felde und aus der Heimat. Jeder bot mir seinen Trost, seine Anerkennung, seine Hilfe. Das tat wohl, das stärkte mich. Doch es blieb nicht nur bei den Worten, die Taten folgten. Die Freunde fühlten und verstanden, daß ich, um nicht niedergedrückt zu werden und zu erschlaffen, Abwechslung und Ablenkung brauche. Sie ermunterten mich zum Besuch von Unterhaltungen und Vergnügungen. Das war richtig und gut für mich. Man ließ nicht locker, und wenn ich im Bewußtsein meiner Bewegungsunfähigkeit ablehnte, weil mein Führer verhindert war, da stand

schon der Freund vor der Türe und holte mich ab. Kein Weg war zu weit, keine Stunde zu spät; ich wurde geholt, unterhalten und ganz nach meinem Belieben wieder nach Hause gebracht. Wie dankbar darf ein Kriegsblinder für solch aufopfernde Freundschaft sein! Ich wußte und weiß stets, wenn ich will, dann steht mir immer ein Freund zur Seite, der mir die nötige Hilfe leistet. Brauche ich eine Unterstützung bei meinen wissenschaftlichen Arbeiten, eine Aufklärung, einen Gang in eine Bibliothek, so genügt ein Fernruf, eine Postkarte, und ein Freund tritt für mich ein. Das ist die Treue, die den Kriegsblinden zum neuen Menschen machen hilft. Denn sie wirkt seelisch und somit viel nachdrücklicher, mich zum neuen Leben, zur Selbstbehauptung zu führen.

Ein junger Arzt, der der gleichen Burschenschaft angehört wie ich, ließ es aber mit solchen Beweisen seiner Freundschaft nicht genug sein. Er fand, daß ich mich bei meiner Abhängigkeit von einem Führer zu wenig bewege und schlug mir im Interesse meiner Gesundheit vor, ich solle durch Schwimmen und Turnen meinen Körper von den schädlichen Einflüssen der mir oft aufgezwungenen Ruhe bewahren. Ich gab ihm recht und turnte fleißig. Beim Wort Schwimmen zuckte ich jedoch ohnmächtig die Achseln. Wie kann ein Blinder beim Schwimmen den Hindernissen ausweichen, die ihm jedes Schwimmbad bietet? Aber rasch und energisch riß er mich aus meinen Bedenken heraus. Er machte sich, obwohl ihm dies nicht leicht fiel, täglich zu einer bestimmten Stunde von seiner Praxis frei und erwartete mich im Schwimmbad, zu dem mich meine Frau führte. Ich

schwamm, er neben mir. Militärische Befehle wie „halblinks“, „geradeaus“, „halt“ wiesen mir die Richtung. Und passierte es gelegentlich einmal einem andern Schwimmer, auf dem Rücken schwimmend mir in den Weg zu kommen, so stach mein junger Arzt und Begleiter wie ein Raubfisch auf ihn zu, faßte ihn am Kopf und räumte ihn mir aus meiner Bahn. Bei dieser tatkräftigen Unterstützungsart riskierte er sogar oft ziemlich erregte Wortgefechte, alles nur in der Absicht, mir zu helfen und zu nützen. Behaupte ich zu viel, wenn ich sage, daß solch kräftige Freundesarme, ein treues Freundesherz sehr wohl geeignet sind, dem Kriegsblinden auch freie Bahn auf seinem dornigen Weg zum Licht zu machen?

Gerade in meinen Freundeskreisen erlebte ich oft rührende Beweise von Aufopferung und fein durchdachter Hilfsbereitschaft. So klagte ich einmal bei einem Freund darüber, daß sich nach dem Krieg fast alle Gesetze geändert hätten und es mir mangels Praxis sehr schwer falle, mich in die neue Gerichtsverfassung, den veränderten Instanzenzug und die erweiterten Zuständigkeitsfragen einzulesen. Davon hören und mir beispringen war eines. Mit unendlicher Mühe und Geduld fertigte er mir auf einem kleinen Karton ein handgreifliches Bild der neueingeführten Besetzung der einzelnen Gerichte an, bezeichnete die juristischen Mitglieder einer Instanz durch aufgenähte Knöpfe, die Laienrichter dagegen durch eingenähte Kreuze, so daß ich gut in der Lage bin, die Art und Stärke der Zusammensetzung zu fühlen. Um mir sogar auch die Zuständigkeitsfrage bildlich darzustellen, verband er das untere Gericht durch einen aufgenähten Faden mit dem höheren Gericht, das

als nächste Instanz über die Urteile des untern Gerichts zu entscheiden hat. Auf diese Weise ist es mir möglich, dem Faden entlang zu fahren und so auf das nächst zuständige höhere Gericht zu kommen. Mag dies als kleiner Beweis dafür dienen, wie ein Freund dem Freunde den dunklen Lebensweg erleichtert.

Mein liebes Militär hat mir auch die Treue gehalten; meine Kriegskameraden haben nicht vergessen, daß ich mit ihnen Schulter an Schulter kämpfte und siegte, mit ihnen litt und blutete. Mit Rat und Tat standen sie mir zur Seite, auch nachdem ich wegen meiner Verwundung aus ihren Reihen ausgeschieden war, und halfen mir so, mein Leben wieder aufzubauen. Man sprach nicht nur mit schönen Worten, man handelte. Ein Beispiel: Mein Bataillonskommandeur, dessen vornehme Kameradschaft ich schon einmal rühmlichst hervorgehoben habe, hat es nicht unterlassen, während des ganzen Krieges mit mir in Briefwechsel zu bleiben, also in einer Zeit sich um mich zu bemühen, in der er wegen weit dringlicherer anderer Arbeit nur unter Beschneidung seiner Ruhepausen zum Schreiben kommen konnte. Durch die Wirrnisse der Revolution und mehrfachen Aufenthaltswechsel hat er dann die Fühlung mit mir verloren. Er ließ es sich nun nicht verdrießen, lange Zeit nach allen Seiten und auf allen Wegen Ermittlungen zu pflegen, um meinen Wohnort zu erfahren und so die Fühlung wieder aufzunehmen, die er vom kameradschaftlichen Standpunkt aus für richtig hielt. Sobald er meine Adresse herausgefunden hatte, trat er nicht nur in den brieflichen Verkehr mit mir wieder ein, sondern kündigte mir auch seinen Besuch an, in der ausgesprochenen Absicht, durch

mündliche Aussprache über alle gemeinsamen, schönen Erinnerungen das dunkle Leben des kriegsverletzten Kameraden angenehm zu unterbrechen und zu erheitern. Ich mußte ihm erst versprechen, daß er nicht weiter meinen Wohnort, die Großstadt zu genießen brauche, sondern nur sein Vorhaben, einige Tage mit mir allein zusammen zu sein, erfüllen dürfe. Er kam, fuhr in der ersten Morgenfrühe mit dem Fahrrad von seinem im östlichen Bayern gelegenen Gute ab, benutzte dann eine Stunde lang eine kleine Verbindungsbahn, vier Stunden einen Personenzug, darauf zwei Stunden einen Schnellzug; diese umständliche und langwierige Reise, die damit verbundene große Anstrengung nur aus dem einzigen Grunde, einem schwerverletzten Offizier seines Bataillons wieder einmal die Hand zu drücken. Einige Tage träumten wir nebeneinander von Deutschlands großer Zeit, trösteten uns gegenseitig wegen der ernsten Gegenwart und blickten gemeinsam in den Glanz einer deutschen Zukunft. Ich war wieder fester geworden, wieder einen Schritt vorwärts gekommen in meinem Lebensaufbau. Ich hatt' einen Kameraden — —

Im Juli 1922 hielt mein altes Stammregiment, das frühere 19. Infanterieregiment in Erlangen, sein erstes Wiedersehensfest nach dem Kriege ab. Daß ich dabei nicht fehlen konnte, war selbstverständlich. Erhebend und überwältigend für mich war nicht allein all das Schöne, das ich wahrnehmen konnte, die alten Fahnen, nationale Reden, ein stolzer Parademarsch und fröhliche Soldatenlieder, nein, mehr, weit mehr. Die anwesenden Offiziere und Mannschaften, alte vertraute Bekannte aus Kriegs- und Friedenszeiten her, kamen mir mit einer

solchen Auszeichnung und besonderen Ehrung entgegen, daß es mir in meiner angeborenen Bescheidenheit fast zu viel der Anerkennung war. Und doch tat es mir wohl ums Herz und wirkte Wunder in meinem Innern. Hier in diesem treuen Kameradenkreise da war „noch der Mann etwas wert“, da lief der Blinde nicht Gefahr, als notwendiges Übel zur Seite geschoben zu werden und seiner Niedergedrücktheit zu verfallen; der gute Kamerad hilft mir, wo er kann.

Sie blieben aber keine Einzelfälle die Beweise treuer Kameradschaft, die dem Kriegsblinden auf seinem Weg zum Lichte vorwärts halfen. Ich könnte noch deren viele nennen, will aber nurmehr eines herausgreifen, den deutschen Armee- und Marinetag in Nürnberg im August 1926. Den Kriegsbeschädigten ward neben den alten Veteranen die Ehre zuteil, von besonders guten Plätzen aus sich an dem Vorbeimarsch der nationalen Verbände und ehemaligen Krieger erfreuen zu dürfen. Das alte Soldatenherz schlug, die wackeren Kameraden, die schneidigen Parademärsche, der schöne, frohe, allen gemeinschaftliche Soldatengeist erhellten auch für den Kriegsblinden die Gegenwart. Der bayrische Kronprinz, an seiner Seite auch die andern durch den Weltkrieg berühmt gewordenen Generale, wie v. Mackensen, v. Einem, unterließen es nicht, jeden zu begrüßen und ins Gespräch zu ziehen, der sein Opfer fürs Vaterland gebracht hatte und den Dank seines Kaisers und Königs an der Brust trug. Auch hier atmete alles echte Kameradschaft und wohl keinen befriedigte dies mehr als den Kriegsblinden.

Neben den Einzelnen stellen sich in aufopfernder Für-

sorge und Mithilfe für den Kriegsbeschädigten die Organisationen und Vereinigungen. Im Lauf der Zeit haben sich nicht nur für Kriegsteilnehmer, sondern gerade für Kriegsbeschädigte, speziell für erblindete Krieger besondere Verbände und Vereine gebildet; sie erfüllen ihren Zweck, die Interessen ihrer Mitglieder zu vertreten und ihnen in allen durch die Verwundung geschaffenen Nöten beizustehen, ausgezeichnet. So hat mir z. B. der Deutsche Offiziersbund schon viel Gutes gebracht. Wenn jemand, wie ich, infolge der Verwundung aus seinem Beruf ausscheiden mußte, so fehlt ihm jegliche Brücke, um sich von den für ihn einschlägigen Bestimmungen und Erleichterungen genügend zu unterrichten. Diese Brücke schaffte mir der D.O.B. und hat keine Mühe und Zeit gespart, mir durch Aufklärung, Hinweise und Vertretung auf allen Gebieten zunutze zu sein.

All dies fördert den Blinden in seinem Kampf ums neue Leben. Wie überall, so kommen natürlich auch bei Freunden einmal kleine Enttäuschungen vor; sie dürfen uns nicht aus der Bahn bringen. Ich erinnere mich eines solchen Falles, der mich fast in meiner idealen Auffassung der Freundschaft irre gemacht hätte. Ich hatte einst einen intimen Freund, mit dem ich in innerem Verständnis verbunden zu sein glaubte. Wenige Jahre vor dem Krieg trennte uns das Berufsleben, was unseren Zusammenhang etwas lockerte. Da brach der Krieg aus und schon nach zwei Monaten kam meine Verwundung, die sich teils durch die Blätter, teils durch Berichte aus dem Felde wie ein Lauffeuer im Kreise meiner Freunde und Bekannten verbreitete. Ich wurde überschüttet von Beweisen des Mitgefühls und der Teilnahme. Nur einer

fehlte, mein intimer Freund von ehedem. Er ließ nichts mehr von sich hören. Acht Jahre nach dem Krieg trafen wir uns zufällig in meiner Vaterstadt auf der Straße. Er sprach mich herzlichst an und wir unterhielten uns lange über die Vergangenheit, wobei ich aber die Bemerkung nicht unterdrücken konnte, daß ich gerade über sein Stillschweigen zu meiner Verwundung erstaunt gewesen sei. Heimlich neigte ich der Hoffnung zu, er werde sagen, die Sache sei ihm so nahe gegangen, daß er eine persönliche Aussprache einer schriftlichen vorgezogen habe. Aber nein. Mein guter Freund antwortete, er habe so viel Arbeit und so wenig Zeit gehabt und mich dabei vergessen. Ich schluckte traurig diesen bitteren Kern und meine Ideale gerieten etwas ins Wanken. Mit Unrecht. Ich sah mich einer Ausnahme gegenüber und fühlte sie gerade deshalb so schwer, weil ich von allen meinen andern Freunden und Kameraden so sehr verwöhnt, so aufopfernd umtreut war. Ein einzelner Fall der Enttäuschung ist zu klein, als daß er das Ganze erschüttern könnte. Meine aus der eigensten Erfahrung geborene Überzeugung blieb bestehen: sie haben alle mit mir gefühlt, für mich gesorgt und mir geholfen; nichts nützt dem Kriegsblinden mehr in seinem Kampf ums innere Licht als der treue Freund, der gute Kamerad. Die Treue ist kein leerer Wahn!

6. Der Dank.

Als wir in jenen Augusttagen des Jahres 1914 hinauszogen, um unser deutsches Vaterland zu verteidigen,

dachte wohl keiner von uns daran, welchen Dank er ernten werde, wenn er wieder heimkehrte. Unser aller Gedanken waren auf die Gegenwart und die allernächste Zukunft gerichtet; weiter hinaus dachte niemand. Das Vaterland war in Gefahr, das allein ging uns durch den Sinn. Draußen stand die Masse unserer Feinde, wie sie die Weltgeschichte noch nie gesehen hatte, vor unseren deutschen Grenzen, da gehört jeder hin, dem ein deutsches Herz unterm Soldatenrock schlägt. Und — will's Gott — kehren wir wieder heim. Das war alles, was wir dachten. Der Begriff Dankbarkeit lag in zu weiter Ferne. Aber einer dachte doch daran: das Vaterland selbst. Wenn wir in unseren Militärzügen durch die deutschen Lande an die Grenze fuhren, uns die begeisterte Menge zujubelte und Tücher schwenkte, da konnten wir fast auf jedem Halteplatz, auf allen Bahnhöfen in Riesenlettern lesen: der Dank des Vaterlandes ist euch sicher! Diese vielverheißenden, oft zitierten Worte haben in den folgenden Jahren für uns allmählich eine gewisse Berühmtheit erlangt; langsam aber wurden sie mit einer bitteren Ironie verbunden. Denn so lasen wir bei unserem Auszug. Als aber unsere braven Truppen, nachdem sie vier Jahre lang im Feindesland für die Heimat gelitten und geblutet hatten, wieder heimkehrten, als es galt, das Versprechen von ehedem einzulösen, da waren auf den Bahnhöfen jene riesigen Lettern verschwunden und die früher jubelnde, begeisterte Menge hatte einer halbwüchsigen wahnwitzigen Rotte Platz gemacht, die, von Verblendeten irregeleitet, in Beschimpfungen und Entehrungen ihrer „Dankbarkeit" Ausdruck zu geben versuchte. Da war es gut, daß

schon beim Auszug keiner an einen Dank gedacht hatte. Es verrät wohl nie eine edle Gesinnung, wenn jemand vor Begehung einer Tat mit dem Danke rechnet. Drum ist es ein schönes Zeichen bei unsern Soldaten gewesen, daß sich keiner auf den Standpunkt stellte: dies tu' ich für dich, was tust du für mich? Damit darf aber nicht aus der Welt geschafft werden, daß der andere, für den etwas getan wird, seiner Dankespflicht von selbst nachkommt. Und am meisten dürfen wohl die darauf Anspruch erheben, die für andere viel, vielleicht alles geopfert haben. Gesund hinaus zum Kampf für die Seinen, als Krüppel wieder heim, das bedeutet, mag es auch noch so gern geschehen sein, ein Opfer. Um wieviel mehr noch, wenn man, wie ein Kriegsblinder, durch diesen Kampf nicht nur körperlich zusammengebrochen, sondern auch geistig gefährdet und vor eine ganz neue Lebensaufgabe gestellt ist, zu der er fremder Hilfe bedarf, der Hilfe der Mitmenschen, der aufopfernden Unterstützung der Freunde und Kameraden. Und gerade diese Hilfe ist der tätige Ausdruck der Dankbarkeit, die der Schwerverletzte braucht, die ihm wohltut, die ihn vorwärts bringt. Daß diese Art Dankbarkeit uns Kriegern geworden ist, das habe ich in den beiden vorhergehenden Abschnitten im einzelnen ausgeführt und bewiesen. Mit Stolz und Freude kann ich jetzt nach jahrelanger Erfahrung behaupten, daß das Volk uns Kriegsblinden gegenüber sein Versprechen doch eingelöst hat, und die traurige Erinnerung an den wenig dankbaren Empfang unserer Truppen im November 1918 ausgelöscht ist durch unendlich viele Beweise wahrer Dankbarkeit, die gerade aus dem Volk selbst kamen.

Als im Sommer 1918 die heldenhafte Aushungerungspolitik unserer Feinde die besten Früchte zeitigte, die Not in unserer Heimat am höchsten gestiegen war und so mancher sorgenvoll die Dörfer nach Lebensmitteln abstreifte, da kam auch ich manchmal hinaus aufs Land, um mich da, wo es noch etwas gab, wieder einmal satt zu essen. Durch Zufall lernte ich dabei ein altes Mütterchen kennen, das in ihrem kleinen Häuschen für sich allein in Vornbach bei Passau lebte und gerade soviel zu essen hatte, als ihr kleiner Garten ihr eintrug. Sie nahm innigen Anteil an meiner Verwundung und setzte es durch, daß wir sie immer besuchten, so oft wir in ihr Dörfchen kamen. Und wie wir eines Tages — es war zufällig mein Geburtstag — wieder ihrer Einladung folgten, da durfte ich bei ihr eine unvergeßliche Stunde erleben. Das alte Mütterlein führte mich an einen Tisch, auf dem fein säuberlich Lebensmittel aller Art ausgebreitet lagen, die die gute Frau aus ihren dürftigsten Verhältnissen wochenlang gespart und durch Hungern zusammengebracht hatte, nur um mir eine Geburtstagsfreude zu bereiten. Ich war darüber so ergriffen, daß ich kaum Worte des Dankes finden konnte. Da nahm sie meine Hand und sagte: „Sie haben alles für uns getan, auch für mich; nehmen Sie dies, es ist ein kleiner, deutscher Frauendank." — — Oft ist es schön, kriegsblind zu sein.

Das war eine deutsche Frau, die mir jenen Dank des Vaterlandes bewies. Ich kann ihr würdig ein anderes Beispiel an die Seite stellen, bei dem mir ein einfacher Mann aus dem Volke sein warmes Herz und seine Dankbarkeit zeigte. Ich mußte am Bahnhof in Mannheim

den Zug wechseln. Meine Frau führte mich den Bahnsteig entlang und suchte in dem langen Zug ein Abteil. Ich trug in meiner linken Hand unsern Koffer. Da sprang ein Eisenbahnarbeiter auf mich zu, nahm mir den Koffer aus der Hand und ging uns voran, uns zu einem leeren Abteil zu führen. Er hob den Koffer ins Gepäcknetz und wollte gehen. Ich suchte nach einem Trinkgeld, aber er wehrte ab und rief: „Nein, ich nehme nichts.“ Ich verstand, steckte das Geld wieder ein und bot ihm meine Zigarrentasche. Aber er sagte: „Sie haben viel mehr für mich getan, da wäre es eine Schande, wenn ich Ihnen nicht einen kleinen Gefallen erweisen würde.“ Er verschwand und für mich blieb bloß die Freude, das glückliche Gefühl, daß es auch im Volke noch edle, dankbare Menschen gibt.

Eine ähnliche hochherzige Dankbarkeit fand ich bei einem Uhrmacher, der mich seit meiner Studentenzeit kannte. Mag dies seine warme Anteilnahme an meiner Verwundung erhöht oder mag der Verlust seines einzigen Sohnes im Feld bei ihm ein besonderes inneres Verständnis für Kriegsverletzte ausgelöst haben, jedenfalls ist er nicht dazu zu bewegen, mir für die Reparatur meiner Blindenuhr auch nur einen Pfennig zu berechnen. „Da würde ich mich beschmutzen, wenn ich von einem Kriegsblinden Reparaturkosten verlangte; Sie haben um unseretwillen genug zu tragen,“ so lautet seine Antwort auf meine Frage nach dem Preis. Wieder ein Mann aus dem Volke, wieder ein Herz, wieder ein Dank. Ja, der Dank des Vaterlandes ist uns eben doch sicher!

Wie hat nun die Gemeinschaft aller, wie haben Gemeinde und Staat dies Wort erfüllt?

Nachdem die furchtbaren Wirren, Parteilichkeiten und Ungerechtigkeiten der Revolutionszeit etwas abgeebbt waren, hat wohl in Stadt und Land jede Gemeinde das Ihre versucht, um nach Möglichkeit den Kriegsbeschädigten Dankbarkeit zu erweisen und ihnen infolgedessen Erleichterungen zu verschaffen. Von oben her hat das Reichsarbeitsministerium auf energische Fürsorge für die Kriegsverletzten und auf individuelle Behandlung der Kriegsblinden insbesondere gedrungen. Es folgten nun auch wohltuende Dankbarkeitszeichen. Die eine Gemeindeverwaltung gibt verständnisvoll allen Schwerverletzten Freikarten bei Benützung der elektrischen Bahn oder räumt ihnen auf deren Plattform besondere Notsitze ein; die andere gewährt ihnen freien Eintritt in die städtischen Volksbäder oder hat ihre Arbeits- und Wohlfahrtsämter angewiesen, den Kriegsblinden Zuschüsse zur Anschaffung von Schreibmaschinen, zu Erholungsreisen und anderen Vorteilen zu leisten oder nutzbringende Beschäftigung zu verschaffen. Das ist alles erfreulich und anerkennenswert für die Kriegsblinden, wenn auch manchmal diese Fürsorge in nicht ganz verständigen Kreisen liegt, die die Anweisung des Arbeitsministeriums auf individuelle Behandlung der Kriegsblinden nicht recht aufzufassen vermögen. So hat mir einmal der leitende Beamte eines solchen Amtes angeboten, er wolle mir eine Stelle zur Anfertigung von Teppichen oder Abstreifern verschaffen. Diese Betätigung mag ja für viele recht befriedigend sein, aber doch nur für solche Kriegsbeschädigte, die nach der Art ihrer Vorbildung sich von Jugend an nur auf eine Handwerkstätigkeit eingestellt haben. „Individuell" dürfte es

schwerlich sein, wenn man einen Kriegsblinden, der allein zu geistiger Beschäftigung vorgebildet ist, zwangsweise zu einer Handwerksarbeit bringen will. Das muß ihn niederdrücken und ihn vor die verzweifelnde Erkenntnis stellen, daß alles, was er jahrelang zur Vorbildung für seinen geistigen Beruf erlernt und mit vielem Verzicht und hohen Kosten erreicht hat, mit einem Schlag verloren ist. Das würde nicht einen Aufstieg im innern Leben eines Kriegsblinden, sondern gerade das Gegenteil zur Folge haben. Es ist überhaupt nicht ganz glücklich, daß der Staat diese Fürsorge für die Schwerbeschädigten gerade den gemeindlichen Wohlfahrtsämtern übertragen hat. Die Gemeinden stehen viel zu sehr unter parteipolitischem Druck und sind deshalb nicht immer in der Lage, objektiv zu handeln. Dies führt zu falscher Einschätzung des Standes und der Bildung und damit zur einseitigen Behandlung. Möchte der Staat hier bald Wandel schaffen.

Und was brachte uns nun der Staat als Ausdruck seiner Dankbarkeit? Vieles und doch — es kann leider nicht verschwiegen werden — etwas zu wenig. Es mögen ihm von vornherein gerne zwei Verteidigungsmomente zugegeben werden, die ihn zur Einhaltung engbegrenzter Richtlinien bei seiner Fürsorge für die Kriegsbeschädigten zwingen: einmal ist er an ganz bestimmte, von den Parlamenten abhängige Gesetze gebunden, und dann hat er durch die Kriegs- und Nachkriegszeit finanziell so unendlich gelitten, daß bei ihm, um mich landläufig auszudrücken, das dankbare Herz vielleicht voller ist als der Beutel. Zur Durchführung der Gesetze, zur Fürsorge und Wohlfahrt gehört bei uns in Deutschland ein riesiges

Beamtenheer und dies kostet so viel Geld, daß für die Sache selbst nichts oder wenig mehr übrig bleibt. Aber diese beiden Verteidigungspunkte befreien den Staat nicht völlig von einer weitgehenden Betätigung seiner Dankbarkeitspflicht. Für ihn muß als oberstes Gesetz der Grundsatz gelten, daß er keinem Wesen im ganzen Deutschen Reich so sehr zu hilfsreicher Fürsorge verpflichtet ist als der großen Gruppe der Kriegsbeschädigten, die gerade für die Erhaltung des Reiches jahrelang ihre Gesundheit und ihr Leben in die Schanze schlugen. Dieser Grundsatz muß unantastbar bleiben und kann und darf nicht durch schlechte finanzielle oder wirtschaftliche Verhältnisse im Reiche berührt werden. Ist die Not noch so groß, so darf sie nicht gegen die herangezogen werden, denen man moralisch und gesetzlich zum Dank verpflichtet ist. Wenn mich jemand aus höchster Not errettet und dabei alles für mich geopfert hat, dann leide lieber ich selbst, ehe ich ihn leiden lasse. Der Staat ist wohl in der Lage, auch in schlimmen Zeiten seinen Dank zu betätigen. Er möge sich nur an die alten Gesetze halten, zu ihrer Ergänzung neue schaffen und durch Sparsamkeit an anderer Stelle die Mittel aufbringen, die er in Auswirkung jenes Grundsatzes zur Erfüllung seiner Verpflichtung gegen Kriegsbeschädigte braucht. Und diese *müssen* aufgebracht werden, zu seiner Ehre!

Ja, das verlangt seine Ehre. Aber gerade in jüngster Zeit hat das von Notverordnungen gepeitschte Deutsche Reich, das dankbare Vaterland einen Augenblick seiner selbst vergessen und, um dem haßerfüllten, stets auf Vergrößerung seines Heeres bedachten Feind den Tribut zutragen zu können, auch vor denen nicht haltgemacht,

die unter diesem Heere im Kampf für ihr Vaterland am meisten gelitten haben. Denn die neue Not verordnende Notverordnung vom 6. Juni 1931 hat sogar mit harter Faust in die Rechte der Kriegsbeschädigten und Kriegerhinterbliebenen eingegriffen und ihre Bezüge gekürzt. Mögen auch die Schwerstbeschädigten davon weniger betroffen worden sein, so erscheint es doch eines „dankbaren“ Volkes unwürdig, gerade Kriegsbeschädigte, ihre Witwen und Waisen in bittere Not zu stoßen. Statt sie aufzubauen werden sie abgebaut, statt eines „Rühret nicht daran“ hat man seinen Dank vergessen. Alle Bemühungen der nationalen Kreise, den Reichstag gegen diesen vernichtenden Schlag aufzurufen, waren erfolglos. Wußte das Reich keinen Ausweg, um sich vor diesem schlimmsten Schritt zu bewahren? Konnte es nicht aus moralischen Gründen alle Kriegsbeschädigten unangetastet lassen und sich an ihrer Stelle anderswoher die entsprechenden Mittel verschaffen? Sahst du nicht, liebes Vaterland, welch phantastisch hohe Gehälter, Tantièmen, Leistungszulagen oder sonstige Einkünfte vielen unvermutet und unverdient in den Schoß fallen, vielen vielleicht, die während des Krieges ihre Tapferkeit daheim spazieren trugen und in strotzender Gesundheit zusahen, wie wir zusammengeschossen vom Felde heimkehrten und auf vieles, ja auf alles verzichten mußten? Du hättest leichter an besserer Stelle einige Steuer-Nullen angesetzt, ehe du deine Dankespflicht an denen vergißt, die um dich litten.

Der Staat ist kein Lebewesen, er ist abstrakt. Mit Begriffen wie Herz oder Gefühl kann er daher naturgemäß wenig arbeiten. Seine Dankbarkeit muß sich des-

halb in der Hauptsache in rein materieller Hinsicht äußern. Und dafür gibt es bei uns in Deutschland nur Gesetze und Paragraphen.

Stolz hat das neue Deutsche Reich im Jahre 1920 das Reichsversorgungsgesetz erlassen. Es stellt den Soldaten und den Offizier des Beurlaubtenstandes einander vollkommen gleich und läßt damit den Offizier aller seiner mit viel Arbeit und großen Ausbildungskosten errungenen Rechte verlustig gehen. Jeder Kriegsbeschädigte, soweit er nicht dem aktiven Dienste angehörte, bekommt darnach je nach dem Grad seiner Verwundung und Erwerbsunfähigkeit eine Rente. Obwohl die Kriegsblinden zu den 100% Beschädigten gehören, also am besten bedacht sind, reicht diese Rente gerade aus, um für sich ein kärgliches Leben zu führen. Zum Unterhalt für eine Familie kann normalenfalls kein Pfennig übrig bleiben. Dazu hat man das Wort „Rente" geprägt und damit einen Zustand geschaffen, der mit dem Tode des Kriegsbeschädigten wegfällt. Die Witwe aber ist nur auf den Gnadenweg angewiesen; sie erhält lediglich dann eine Pension, wenn der Kriegsbeschädigte an einem sog. Versorgungsleiden gestorben ist, also an einem Leiden, das nachweisbar aus seiner Verwundung entstand. Was der Kriegsbeschädigte erreicht, welche Sicherstellung er für seine Witwe geschaffen hätte, wenn er für das Vaterland seine Gesundheit und damit seine ganze Laufbahn nicht hätte opfern müssen, das ist vergessen. Vergessen wurde auch, daß die Reserveoffiziere unter der Wirkung des Offizierspensionsgesetzes in den Krieg zogen und verwundet wurden, ihnen darnach also rechtlich eine Offizierspension nebst der gesetzlichen Ver-

stümmelungs- und Kriegszulage auf Lebensdauer zustand und die Witwe den Anspruch auf eine Offizierswitwenpension besaß. Mit solchen Enttäuschungen muß der Glaube an einen Dank des Staates verblassen.

Zu dieser materiellen Dankbarkeit fügt der Staat noch die Fürsorge für die Person des Kriegsverletzten. Er übernahm den allgemein bestehenden Gesetzen gemäß die ärztliche Behandlung der Verwundung und ihrer Folgen. Daß auch hierbei nach der Notverordnung 1930 bei Ausstellung eines Krankenscheines und Rezeptes vom Kriegsverletzten eine Gebühr zu zahlen ist, steht freilich nicht im Einklang mit der Dankbarkeit. Es dürften ihm gesetzlich nicht die geringsten Kosten bei der Behandlung der vom Staat verschuldeten Verwundung erwachsen. — Auch die Unfallfürsorge ist auf schwache Füße gestellt. Es bedarf erst des nicht immer leichten Nachweises, daß der Unfall allein durch die Verwundung hervorgerufen wurde. Hier wären sicherlich durchgreifende, großzügige Maßnahmen zugunsten des Kriegsverletzten am Platze, dies um so mehr, als er sich selbst nur schwer gegen Unfälle und daraus entspringende Schäden sichern kann. Denn kaum lag ich im Lazarett, da hat auch schon meine Unfallversicherung von meiner Verwundung erfahren und teilte mir mit, daß ich aus ihrer Versicherung ausgeschieden sei, weil nach den Bestimmungen aller Unfallversicherungen ein Blinder wegen zu hoher Gefahr nicht Gegenstand einer Unfallversicherung sein könne. Der Kriegsblinde ist also für derartige Fälle nur auf die Hilfe des Staates angewiesen, bedarf sohin seiner besonderen Berücksichtigung.

Eine dankenswerte Einsicht des Staates verrät es,

wenn er durch seine Versorgungslazarette allen Kriegsbeschädigten durch kostenfreie Lieferung von Gebrauchsgegenständen eine Erleichterung verschafft. Diese Lazarette kommen in verständnisvollster Weise den Wünschen der Verletzten nach und gewähren ihnen die infolge der jeweiligen Verwundung benötigten Bedarfsartikel; Blindenuhren, Stöcke, Handschuhe, Mäntel usw. stehen den Verwundeten zur Verfügung. Sogar Führerhunde werden dem Kriegsblinden, wenn auch unter schwierigen, für die Ausbildung unpraktischen Begleiterscheinungen, zu Eigentum überlassen und Beiträge für Futterkosten und dgl. bewilligt. Diese Tiere, meist deutsche Schäfer- oder Wolfshunde, leisten dem Blinden, der nicht das Glück eines persönlichen Führers hat, ganz unschätzbare Dienste. Sind sie doch infolge ihrer Rasse oder einer besonderen Dressur in der Lage, mittels eines an ihrem Körper befindlichen Handgriffes den Blinden sicher auf der Straße zu führen; sie machen dabei den Blinden durch kurzes Stehenbleiben oder leises Knurren oder Bellen auf alle Hindernisse des Weges, so auf das Ende und den Beginn des Bürgersteiges, Aufgrabungen, Treppen, offenstehende Fensterläden und dgl. aufmerksam und führen ihn vorsichtig um diese herum, um ihn schließlich an das gewünschte Ziel zu bringen, auf das der Hund dressiert ist und bei erforderlichen Änderungen unschwer neu eingelernt werden kann. Es ist zweifellos sehr dankenswert, daß der Staat auf diese Weise seinen Blinden so hilfreiche Hand leistet. Er hätte selber seine Freude, wenn er zusähe, mit welcher Anerkennung von den Kriegsopfern diese Beweise seiner Dankbarkeit entgegengenommen werden.

Ähnlich ist es mit der Unterstützung der Kriegsbeschädigten auf der Bahn. Die Reichsbahn hat erfreulicherweise eingesehen, daß die Schwerverletzten nur in Begleitung eines Führers sich fortbewegen können, und hat dem durch dessen freie Beförderung Rechnung getragen. Dies bedeutet eine große Entlastung für alle die Verletzten, die beruflich oder aus persönlichen Gründen oft die Eisenbahn benutzen müssen. Es ist ja auch nicht die Schuld der Kriegsbeschädigten, daß sie eines Führers bedürfen; demnach wäre es eine schlechte Dankbarkeit, wenn sie auch seinen Transport übernehmen müßten.

Aber wie alles auf der Welt unvollkommen ist, so leider auch diese Fürsorge der Reichsbahn. Die materielle Seite ist wohl mit dem freien Transport des Führers gelöst, jedoch nicht die ideelle, die Sorge für die Person des Kriegsverletzten selbst, die Platzfrage. Ist schon der Kriegsblinde, wenn er bei einer Eisenbahnfahrt dauernd im Durchgange stehen muß, durch die erhöhte Erschütterung oder starke Kurven leichten Schwindelanfällen oder sonstigen nachteiligen Folgen ausgesetzt, um wie viel mehr leiden dadurch die bedauernswerten Schicksalsgenossen, die im Felde durch Verschüttungen eine Lähmung ihrer Gliedmaßen oder Amputationen von Gliedern davongetragen haben. Natürlich erscheint es uns als eine selbstverständliche Christenpflicht und als ein Gebot der Menschlichkeit, mit Freuden unsern Sitzplatz aufzugeben und ihn einem Schwerverwundeten anzubieten, der draußen im Feindeslande z. B. ein Bein verloren hat und nun, von seiner Prothese gedrückt, im vollbesetzten Zuge zu einem Stehplatz verurteilt ist. Ich selbst habe in dieser Beziehung schon die rührendsten Be-

weise von dankbarer Nächstenliebe gefunden, habe Fälle erlebt, in denen mir von Alter und eignen Gebrechen gebeugte Fahrgäste ihren Sitzplatz zur Verfügung gestellt haben. Aber immerhin leben wir noch in einer Zeit, in der das Ideal und die Charakterstärke aus den goldenen Vorkriegsjahren nicht in voller Höhe zurückgekehrt sind, vielmehr sich die vernichtenden Grundsätze „Jeder ist sich selbst der Nächste" oder „Jeder darf tun, was er will", die die schwärzeste Zeit unseres deutschen Vaterlandes mit sich gebracht hat, oft noch in einem sehr traurigen Lichte zeigen. Dem wurde auch die Reichsbahn bis vor wenigen Jahren gerecht, indem sie allen Schwerbeschädigten eine Sitzkarte erteilte mit der Erlaubnis, mit einer Fahrkarte 3. Klasse die 2. Wagenklasse zu benützen und dadurch sicherer einen Sitzplatz zu finden. Diese Wohltat hat jedoch aufgehört, sobald die Reichsbahn eine internationale Aktiengesellschaft wurde. Mag dabei der hetzende Neid gehässiger Mitmenschen eine Rolle gespielt haben, die im vollen Besitz ihrer Gesundheit nur die Holzklasse benutzen konnten, oder mag der internationale Einfluß das dankbare Verständnis für die Leiden der Kriegsopfer genommen haben, ich weiß es nicht; jedenfalls ist es tief bedauerlich, daß die Bahn nicht zu ihrer früheren menschenfreundlichen Auffassung zurückkehrt und den Kriegern ihre einstigen Vorteile wieder einräumt. Wenn auch jetzt einzelne Züge ein für Kriegsbeschädigte vorbehaltenes Abteil 3. Klasse mit sich führen, so ist dies doch nicht ausreichend und ersetzt die frühere Wohltat nicht. Denn einmal sind nicht in a l l e n Zügen, besonders nicht in Schnellzügen, solche gesonderten Abteils vorhanden, und dann sind diese in überfüllten Zügen,

trotz ihrer Aufschrift „nur für Kriegsbeschädigte“ meist anderweit besetzt und es findet begreiflicherweise wenig Gegenliebe, wenn ein Kriegsverletzter notgedrungen auf seinem Recht besteht und dieses Abteil räumen läßt. Mögen doch die leitenden Stellen bedenken, wieviel wohlgenährte und kerngesunde Personen sogar in der 1. Wagenklasse und mit Freikarte befördert werden, die daheim ungeahnt zu Posten und Ehren kamen, während wir draußen für sie den Kopf hinhielten und unsere Gesundheit opferten. Wem muß das Vaterland dankbarer sein und wer hat moralisch ein größeres Recht?! Besinne dich und sei gerecht!

Meiner Verabschiedung beim Militär folgte bald der Abschied von meiner Staatsbeamtenstellung. In der Hoffnung, mir meine richterliche Tätigkeit zu erhalten, machte ich meiner vorgesetzten Dienstesstelle Vorschläge über all die richterlichen Betätigungen, die ich auf Grund der dem Blinden eignen Fertigkeiten wohl hätte leisten können; ich regte an, mir bei einem Gericht durch Beschäftigung im Mahnverfahren oder als ersuchter und beauftragter Richter in allen Zweigen der Zivil-, Straf- und freiwilligen Gerichtsbarkeit ein besonderes Referat zu schaffen und mir so eine befriedigende weitere Arbeit zu ermöglichen. Der Staat hatte für meine Weiterbeschäftigung, die sich bei großzügiger Auffassung unschwer hätte einrichten lassen, aber leider kein Ohr. Fällt der Mantel, muß der Herzog nach. Die Augen waren weggeschossen, nun mußte auch der Beruf, der Verdienst, jede Beförderungsmöglichkeit und eine Verbesserung der Lebenslage für mich und meine Familie aufgegeben werden. Der Finanzbeamte nahm sein Be-

amtengesetz und seinen Rechenstift zur Hand, berechnete die durch das Opfer fürs Vaterland stark verkürzten Dienstjahre und kam so vergnügt auf ein Ruhegehalt, das das Budget in keiner Weise drückt. Er vergaß dabei, daß meine Dienstunfähigkeit ja nur vom Staate veranlaßt war, der mich zu seiner Verteidigung in den Krieg geschickt hatte. Er vergaß die Frage, ob dieses unverschuldet niedrige Ruhegehalt überhaupt zu meinem und meiner Familie Unterhalt ausreiche; denn das alles stand ja nicht in seinem Gesetz. Er vergaß aber nicht, dieses durch den Staat verursachte niedrige Ruhegehalt im Steuer-Soll zu buchen, damit ich dem Staat, der mir alles nahm, von der unverschuldet kärglichen Pension auch brav wieder zurückzahle. Diese Logik ging mir nicht ganz ein und ich glaubte mich aus meinem dunklen Leben, aus all den für das Vaterland und den Staat zu tragenden Leiden heraus im Interesse aller meiner Schicksalsgenossen dazu berufen, den einschlägigen staatlichen Behörden meine Auffassung von der Dankbarkeit gegen die Kriegsopfer vortragen zu müssen und ich hatte Erfolg. Man trat, wenn auch in recht bescheidenem Maße, meiner Ansicht näher und linderte etwas die Schmerzen, die der Rechenstift den Kriegsbeschädigten unbarmherzig verursacht. Ich fand bei den Finanzämtern zugunsten der Kriegsopfer ein sehr feines Verständnis und einsichtsvollen, guten Willen, aber starke Hemmungen durch die Härte der bestehenden Gesetze. Es gilt also, den G e s e tz geber an seine Dankespflicht zu erinnern.

Ich erzählte bisher, was der Staat für uns Kriegsbeschädigte Gutes und weniger Gutes tat. Ich will aber nicht unterlassen, aus all den Erfahrungen eines

Kriegsblinden heraus zu verraten, was er zur wahren Erfüllung ſeines verſprochenen Dankes gegen die Kriegs= opfer noch beſſer machen könnte.

Bei unſern Kriegsteilnehmern müſſen wir zwei Arten unterſcheiden: die einen, die ſich bei Beginn des Krieges durch jahrelangen Fleiß und koſtſpielige Ausbildung ihren beſtimmten Lebensberuf geſchaffen hatten, und die andern, die noch in der Vorbildung für einen feſten Be= ruf begriffen waren und von der Schule oder aus der Lehre weg als Pflichtige oder Freiwillige zu den Fah= nen eilten. Wenn ſie nun im Kampf fürs Vaterland, alſo konkret ausgeſprochen, durch und für den Staat ſchwere Wunden davontrugen und infolge dieſer Ver= wundungen ihren erlernten Beruf nicht fortſetzen oder den angeſtrebten nicht erreichen konnten, ſo muß der Staat nach Recht und Pflicht helfend eingreifen. Als eine richtige und gerechte Hilfe kann es aber nur dann angeſehen werden, wenn dem Schwerbeſchädigten voller Erſatz geleiſtet wird für all das, was ihm durch die Folgen ſeiner Verwundung durch den Staat entriſſen wurde. Er muß materiell in die Lage verſetzt werden, die er ohne Wunde erreicht hätte. Dieſe finanzielle Stützung umfaßt nicht nur, daß der Kriegsbeſchädigte für ſeine Perſon ſeiner Bildung und ſeinem Stande ge= mäß leben, ſondern auch daß er ſeiner Familie einen ſtan= desgemäßen Unterhalt gewähren kann. Denn es iſt nicht einzuſehen, warum ein Schwerbeſchädigter in dürftig= ſten Verhältniſſen leben, warum ſeine Familie kaum ihr Brot bekommen ſoll, nur weil ihm durch ſeine Wunde ein Vorwärtskommen in ſeinem Beruf und damit ein entſprechend höherer Verdienſt unmöglich gemacht wurde.

Diesem Gedanken müßte der Staat folgen und so dem seines Berufes beraubten Schwerbeschädigten einen nach dem Grad seines früheren Berufes berechneten Unterhalt gewähren, der in bestimmten Zeiträumen steigt und sich nach Art einer Pension auf die Witwe in entsprechend verringerter Höhe forterbt. Damit würde der Staat seiner gesetzlichen und Dankespflicht restlos nachkommen und der Beschädigte hätte in dieser Beziehung nichts verloren. Daneben müßte noch ein Schadensersatz laufen für die Schönheits- und Gebrauchsfehler, die der Verletzte infolge seiner Verwundung fürs ganze Leben zu tragen hat. Die jetzt geltende Art dieser Entschädigung in Gestalt einer kärglichen Rente ist nicht geeignet, die berechtigten Ansprüche der Verwundeten zu erfüllen, dies um so weniger, als sie auf eine kaum für den Schwerbeschädigten selbst ausreichende Höhe gehalten ist. Um seinen Kriegsopfern ein möglichst erträgliches Leben zu verschaffen, dafür darf im Staate das Geld nie fehlen.

Fehlt es ihm zu einer so großzügigen Durchführung der Kriegerversorgung aber doch und sind die viele Hunderttausende betragenden, phantastischen Gehälter und Einkünfte einzelner auserwählter Personen wirklich unangreifbar, dann soll der Staat doch wenigstens die geringeren Nebenvorteile der Verwundeten energisch durchführen. Er möge die uns bei Ausbruch des Krieges durch die damaligen Gesetze zugesicherten Verstümmelungs- und Kriegszulagen neben der Rente in voller Höhe wieder aufleben lassen, er möge eine völlig kostenlose Wundbehandlung ermöglichen und auch die Kriegsverletzten nicht dem traurigen Gefühl aussetzen, etwaige

Unfälle nicht nur tragen, sondern noch selbst bezahlen zu müssen.

Einer besonderen Revision bedürfte auch die Pension aller derjenigen Beamten, die durch die Folgen ihrer Verwundung gezwungen worden sind, aus ihrer aktiven Dienststellung auszuscheiden. Nach den heute bestehenden Gesetzen prüft der Staat lediglich die Frage, ob eine Dienstunfähigkeit vorliegt und berechnet dann das Ruhegehalt nach den bis dahin abgelaufenen Dienstjahren. Wird ein Beamter wegen irgendeines Leidens dienstunfähig, das er sich im Lauf der Jahre durch einen unglücklichen Zufall oder durch das zunehmende Alter zugezogen hat, so ist dieses Verfahren berechtigt. Ungerechtfertigt erscheint es aber, wenn ein Beamter wegen eines Kriegsleidens verabschiedet werden muß. Zum Kriegführen gehört nicht nur Geld, sondern auch ein Heer von gesunden, kräftigen, jungen Menschen. Gesunde, kräftige und junge Beamte schickt der Staat in den Krieg und wenn durch einen Schuß Gesundheit und Jugendkraft gefallen sind und deshalb eine weitere Dienstleistung unmöglich gemacht ist, dann wird das Ruhegehalt genau so berechnet, wie wenn die Dienstunfähigkeit durch eine persönlich verschuldete Ursache herbeigeführt worden wäre. Kann denn der Kriegsbeschädigte etwas dafür, daß unter diesen Umständen die Zahl seiner Dienstjahre gering und sein hiernach errechnetes Ruhegehalt noch geringer ist? Warum straft ihn so der Staat, nachdem er ihn vorher zu seiner Verteidigung gerufen, also indirekt die Dienstunfähigkeit selbst verursacht hat? Das dürfte kaum eine richtige Dankbarkeit beweisen. Es ist doch wohl zu überlegen, daß der verabschiedete junge

Beamte plötzlich in seinem ganzen Lebens- und Berufsaufbau stillsteht, daß er nicht weiter befördert, kein höheres Gehalt erreichen und für sich, seine Witwe und Waisen keine höheren Einkünfte erarbeiten kann.

Daneben läuft noch eine moralische Seite, die den kriegsverletzten verabschiedeten Beamten niederdrückt, leider aber nirgends eine Berücksichtigung fand: sein Ehrgeiz ist abgeschnitten, er muß bleiben, was er war, und muß mit zusammengepreßten Zähnen ohnmächtig zusehen, wie das große Heer der Daheimgebliebenen von Stelle zu Stelle, von Titel zu Titel, von Ehre zu Ehre steigt, obwohl oft ihre Prüfungen und geistigen Leistungen ehedem sehr fragwürdig und vielleicht weit schlechter waren als seine eignen; die Kriegsopfer haben ihnen ja Platz gemacht.

Dies alles sollte den Staat zwingen, den wegen einer Kriegsverwundung verabschiedeten Beamten etwas günstiger zu behandeln.

Und es wäre nicht schwer. Es genügte ein Gesetz, wonach all den Staatsbeamten, die wegen ihrer schweren Verwundung ihres Berufes verlustig gingen, unter Beförderung in die nächsthöhere Gehaltsklasse deren Höchstgehalt als Pension ausgesetzt wird und die Privatbeamten ihnen gleichgestellt werden, soweit sie pensionsberechtigt sind. So gut der Staat die Privatbetriebe zwang, in erster Linie erwerbsfähige Kriegsbeschädigte als Angestellte und Arbeiter einzustellen, ebensogut kann er sie auch zwingen, durch den Krieg erwerbsunfähig gewordene pensionsberechtigte Beamte mit einer höheren Pension zu bedenken. Auf diese Weise würde den Kriegsopfern ein großer Nachteil genommen, den sie

heute unverschuldet und unverdient tragen müssen. Man kann sich in diesem Punkt sogar leider auch das feindliche Ausland zum Muster nehmen, indem, so in Amerika, diesem gerechten Gedanken Rechnung getragen ist.

Eine unerläßliche Pflicht des Staates wäre es auch, alle Schwerkriegsbeschädigten, zum mindesten die, die Sinne, Gliedmaßen verloren oder überhaupt durch ihre Verwundung ewig ein schweres Los zu tragen haben, von jeglicher Steuer und Abgabe zu befreien. Dabei soll und darf gar keine Rolle spielen, ob diese Kriegsopfer irgendeinen Beruf ausüben oder nicht. Das Vaterland und in seiner Verkörperung der Staat hat sie zu seiner Verteidigung gerufen und sie kamen gern; sie kämpften und opferten. Alles für das Vaterland, für den Staat. Ist es da gerechtfertigt, daß ihnen noch etwas abgenommen wird, daß bei all dem Unersetzlichen, das sie zu tragen haben, ihre wenigen Mittel auch noch weiter vom Staat beschnitten werden, für den sie alles gaben? Dazu ist die Zahl dieser Schwerverletzten verhältnismäßig so klein, — wir zählen gegenwärtig z.B. nur 3000 Kriegsblinde —, daß der Steuerausfall bei den enormen Summen, mit denen der Staat heutzutage rechnet, gar nicht ins Gewicht fiele. Ich habe für diese Frage schon einmal einen Abgeordneten zu interessieren versucht, habe aber zu meiner Überraschung die Antwort erhalten, die Zahl der Kriegsopfer sei zu klein, als daß man für sie ein besonderes Gesetz erlassen könnte. Es bestand offenbar die unrichtige Auffassung, eine Dankbarkeit des Staates beginne erst mit einer großen Anzahl seiner Opfer. Möchte der Staat einer solch eigenartigen Ansicht nicht beitreten, sondern sich vielmehr auf ein großzügiges Entgegenkom-

men besinnen und dadurch seine gerechte Dankbarkeit beweisen. Möchte er auf diese einfache Art seinen Kriegsopfern ermöglichen, das Wenige, was er ihnen gelassen hat, zum Aufbau eines neuen Lebens zusammenzuhalten, ihre erschütterten Kriegsnerven in einem kleinen Eigenhäuschen zu erholen, ohne dafür jährlich sein Sparvermögen als Steuer hinlegen zu müssen und sich endlich einen sonnigen Lebensabend zu verschaffen als bescheidenen Ersatz für all das Unersetzbare, was ihnen das Vaterland genommen hat!

Anerkennend darf nicht vergessen werden, daß sich der Staat um die Person des Kriegsverletzten insofern fürsorglich bemüht, als er sich eine Berufsermöglichung und Stellenbeschaffung für sie angelegen sein läßt. Nach den gemachten Erfahrungen wird diese Fürsorge in der Theorie gut durchgeführt, erweist sich aber praktisch als verfehlt. Wenn ein Fürsorgeamt, wie ich es oben geschildert habe, einem kriegsblinden Richter als Erwerbsbetätigung eine Stelle als Teppicharbeiter oder, wie es auch geschah, als Telephonumschalter in einer Fabrik ernstlich anbietet, also auf die geistige Wirkung solcher Stellen nicht achtet, so kann man wohl mit Recht behaupten, daß derartige Stellenvermittlungen nicht das richtige Gefühl haben und die Berufsfürsorge für Kriegsbeschädigte hier in falschen Händen liegt. Diese Wohlfahrts- und Fürsorgeämter mögen sich wohl merken, daß es nicht darauf ankommt, den Kriegsverletzten auf irgendeine, vielleicht für ihn ungeeignete Weise, einige Pfennige verdienen zu lassen, sondern darauf, ihm durch eine passende, verdienende Arbeit innere Befriedigung zu verschaffen und ihn geistig zu heben. Rein individuell

muß die Berufsfürsorge sein; der gesuchte oder neue Beruf muß, wenn er bei dem Kriegsbeschädigten seinen Zweck erfüllen soll, dessen erlerntem Beruf zum mindesten ähnlich sein oder sich ihm irgendwie angliedern, so daß der Kriegsverletzte nicht innerlich heruntergedrückt, sondern befriedigt und in sein früheres schöneres Leben zurückversetzt wird. Manche Beamte der Berufsämter haben für diese schwierigen Unterscheidungen nicht die nötige Standes- und Bildungsauffassung und nicht das erforderliche feine Verständnis, sind also zur Lösung solch psychologischer Fragen ungeeignet. Deshalb wolle der Staat gerade diese wichtige Fürsorge selbst in die Hand nehmen und die Berufs- und Beschäftigungsfrage der Kriegsbeschädigten durch Beamte bearbeiten lassen, die in Geist und Seele der Kriegsverletzten einzudringen verstehen. Vielleicht würden sich Selbstbetroffene, Leichtbeschädigte, zu solchen Beamten am besten eignen.

Wenn jemand meine Vorschläge liest, so höre ich den einen oder andern sagen: „Ja, die Kriegsbeschädigten können doch nicht alles von uns verlangen, wir können doch nicht unser ganzes Geld für sie hingeben.“ Vorgreifend will ich eine solche Meinung widerlegen. Wir Kriegsbeschädigte verlangen überhaupt nichts. Wir sehen nur manchmal kopfschüttelnd zu und trösten uns mit unserer heiligsten Überzeugung: für unser Vaterland tragen wir alles. Wir verlangen nichts, aber das Vaterland, das Volk selbst verlangt etwas von sich, es verlangt, seine eignen Gesetze zu erfüllen, sein Wort zu halten und seinen Dank denen zu erzeigen, denen es alles zu verdanken hat. Wären unsere Brüder nicht in vorderster Linie gestanden und hätten Tod und Wunden

nicht gescheut, so sähe es in unseren deutschen Landen sicher ganz anders aus und es ist mehr als fraglich, ob wir den Schaden durch unsere Feinde so vertragstreu ersetzt erhalten hätten, wie wir es umgekehrt tun. Der Dank aber muß sich in Taten zeigen. So rät auch Robert Reinick in seinem sinnigen Verse:

Dank mit dem Mund:
Hat wenig Grund;
Im Herzen Dank:
Ist guter Klang;
Dank mit der Tat:
Das ist mein Rat! —

Und dieser euer Dankessinn, euer tätiger Dank muß erwachsen aus dem innersten Gefühl, daß ihr es tausendmal schöner habt als wir, ihr selbstsüchtigen Zweifler und kleinzügigen Sparer. Versetzt euch nur einen einzigen Augenblick in die Lage der Kriegsverletzten und überlegt euch, welch unersetzliches Gut sie für euch alle geopfert haben, welch ein Leben *sie* tragen und gerne tragen, damit ihr in Gesundheit, Glück und Frieden euch eurer Familie und eurem Berufe widmen könnt. Fragt sie doch alle, eure Freunde und Bekannten, fragt sie doch alle, die den radikalsten, den vermögensfeindlichsten Parteien angehören: „Wer will seine beiden Augen, wer zwei Gliedmaßen opfern, wer zeitlebens gelähmt auf dem Streckbett liegen, wenn er eine Million Mark dafür bekommt?“ Ihr werdet keinen finden! Daraus könnt ihr entnehmen, was ein solches Gut wert ist, das die Kriegsverletzten für euch hingegeben haben. Überlegt euch, welch furchtbaren, weiteren Schicksalen die Schwerbe-

schädigten noch ausgesetzt sein können, denkt daran, um nur ein Beispiel zu nennen, welches Elend einem Kriegsblinden droht, wenn er im Lauf der Jahre vielleicht auch noch sein Gehör verlieren würde. Das muß auch den schlimmsten Egoisten umstimmen und zur Überzeugung bringen: für die Kriegsopfer ist sogar alles zu wenig! Ihr nennt sie in euren Reden „die Ärmsten der Armen“, ihr Mitglieder des Parlaments, aber eure Versorgungsgesetze verraten nicht immer diese Einsicht. Wenn ihr einem sozialen Mitgefühl Rechnung tragt, dann schafft ihr nicht nur dankbare Befriedigung bei allen Kriegsbeschädigten, sondern auch Vertrauen zum Staate, hebt bei ihnen das Nationalbewußtsein und treibt sie nicht verzweiflungsvoll in Kreise, die dem Wohl unseres geliebten Vaterlandes feindlich gegenüberstehen.

Drum müssen wir euch leider daran erinnern: den Dank habt ihr uns versprochen, — haltet ihn! Euer eignes Wort „Nie werden wir ihnen vergessen, was sie für uns gelitten“ darf nicht zur Lüge werden!

7. An die deutsche Jugend.

Nun noch ein Wort an euch, meine jungen, deutschen Brüder!

Unser gemeinsames deutsches Vaterland war einst groß und mächtig. Nach dem Sieg über unsere Feinde von Bismarcks Geist und Genie emporgetragen stieg es auf die höchste Höhe der Macht und Kultur. „Von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt“, so kennt ihr es im Liede, in der Geschichte. Doch dies

Lied mußte verstummen. Der Neid und Haß der Welt vertrug es nicht. Ihr böser Geist schmiedete heimlich Pläne und Bündnisse, um mit Übermacht und Verrat die Größe eures unschuldigen Vaterlandes zu untergraben und zu vernichten. Ihr kanntet es nicht, euer großes Vaterland, denn ihr wart noch zu jung. Aber wie groß, wie stark und mächtig es war, das wißt ihr aus der Geschichte des Weltkrieges, das findet ihr mit ehernen Lettern in das ungeschriebene Ehrenbuch des Deutschen Reiches eingemeißelt: fast die ganze Welt mußte sich in verblendeter Machtbegierde zusammenfinden und mehr als vier Jahre mit allen Kräften und den unerlaubtesten Mitteln kämpfen, bis es gelang, das große Deutschland zu erschüttern und nur durch beispiellose Übermacht zu überwinden. Der böse Geist hat sein Ziel erreicht; euer stolzes Vaterland blutet aus tausend Wunden. Aber der haß- und machterfüllte Feind hat sich verrechnet und gerade die Jetztzeit beweist es: ein so großes Volk wie das deutsche kann und darf nicht untergehen. Und es wieder auf seine alte Größe und Höhe zu bringen, dafür seid ihr da, ihr jungen deutschen Brüder. Wir haben unser Äußerstes eingesetzt, um durch Tod und Wunden unser Vaterland zu schirmen und zu retten. Das Schicksal hat es anders gewollt und unsere Kraft gelähmt. Ihr aber seid die Hoffnung unseres Vaterlandes, die Hoffnung unser aller. Folgt unserem Beispiel; das Schicksal wird euch sicher gnädiger sein.

Wenn ihr dieses herrliche Ziel erreichen und aller Hoffnung erfüllen wollt, dann laßt euch nicht abschrecken von all dem Bösen, das euch daheim und draußen abschrecken will. Daheim flüstern euch irregeleitete Phan-

tasten schöne Worte ins Ohr und reden von ewigem Frieden, nennen unsere Sklaverei Freiheit und versuchen sogar in ihrem Wahn, dem Feind ein vermeintliches Recht auf deutsche Lande zuzusprechen. Und draußen schlossen alle Völker einen großen Freundschaftsbund, lassen aber dennoch das Deutsche Reich auf fast zwei Menschenalter hinaus in Tributzahlungen ersticken; sie sprechen seit Jahren von Abrüstung, bewaffnen sich aber bis an die Zähne; sie brachten uns einen Kriegsächtungspakt und sicherten sich dadurch nur ihre Gewinne aus dem Weltkrieg. Euer einziges Ziel soll sein: das große Vaterland, und dies müßt ihr mit allen Mitteln des Geistes, der Wissenschaft und Technik verfolgen. Ihr habt das Recht, stolz den Kopf hoch zu heben; denn euch widerfährt die größte Ehre, wenn das Vaterland hilfeflehend euch die Hand entgegenstreckt. Mag euer Weg auch dornenvoll werden, — Fluch dem, der kleinmütig wird. Was schrecken euch Tod und Wunden, wenn ihr euch und uns die verlorene Freiheit wieder bringt? Ihr habt nicht umsonst die Klassiker gelesen und seid nicht verständnislos an den herrlichen Freiheitsdichtungen unseres Schiller vorübergegangen. „Wir wollen frei sein, wie die Väter waren!“, das sind keine leeren Worte. Das ist ein Schwur, zu dem jeder die Finger erhebt, der weiß, was ein Vaterland, ein deutsches Vaterland bedeutet.

O laßt euch nicht abbringen von eurem deutschen Freiheitsglauben! Sie werden sich an euch heranmachen alle die da glauben, mit dauernder Unterwürfigkeit einen ewigen Frieden zu erkaufen, und werden euch in die Ohren raunen: „Fort mit dem Heer, fort mit dem

Krieg! Seht hin, welch ein Elend er uns gebracht; nur durch friedliche Unterwerfung können wir die Liebe unserer Todfeinde erwerben.“ Es ist nicht wahr, was sie sagen, und jedes deutsche Herz, das noch etwas auf seine Ehre gibt, muß sich dagegen aufbäumen; denn die Verteidigung seiner Ehre kann man keinem Volke rauben. Wohl ist ein Krieg furchtbar, wohl bringt er Kummer und Not; das wissen wir alle, und kein vernünftiger Mensch wünscht ihn herbei. Aber er ist leider oft unvermeidlich und schon viel klügere Männer als diese Friedensprediger haben den Krieg abzuschaffen versucht. So auch ein Bismarck. Doch es war ein Ding der Unmöglichkeit; denn solange die Menschen unter sich nicht in Frieden leben, sich verzeihen und einander das Beste geben können, solange können es Völker auch nicht. Der Krieg läutert und erzieht die Völker, das ist ein Naturgebot. Er wahrt die Ehre eines Volkes, und wenn er auch mit Not und Tod verbunden ist, und wenn er auch verloren wurde — — es war nichts umsonst gewesen. Auf manchen Gedenktafeln, die unseren Gefallenen gesetzt wurden, könnt ihr das Wort des Horaz lesen: nolite dolere — hoc faciendum fuit, — klaget nicht, es mußte sein! Wohl dem, der ebenso denkt.

Es mußte sein! Ich habe euch aus meinem eignen Kriegsleben erzählt, was für mich sein mußte: im Vollbesitz meiner Gesundheit und Kraft, von glühender Begeisterung getragen, zog ich ins Feld; der Kampf für mein Vaterland nahm mir das Augenlicht; viele, schwere Schmerzen waren zu tragen; das dunkle Leben begann und brachte den Niedergang des Körpers und Geistes, Verlust des Berufes, Verzicht auf jedem Gebiete. Es er-

schien furchtbar, aber — es mußte sein. Mein großes, stolzes deutsches Vaterland war es wert. Da kam der Aufstieg: mit aller Hilfe und Dankbarkeit baute ich ein neues Leben auf und errang mir meinen alten Platz in allen Lagen des menschlichen Lebens, in der Bildung und Gesellschaft wieder. Ich vermißte nichts mehr. War es nun wirklich so furchtbar, was man von mir forderte? Gerade mein Vaterland half mir wieder in die Höhe. Es hat mir die Quittung für meine Vaterlandsliebe ins Gesicht gedrückt, die Quittung dafür, daß ich dem Feind wirklich ins Auge gesehen habe, und dieses stolze Bewußtsein hebt auf eine höhere Warte und läßt mich keinen beneiden, der daheim seine Gesundheit behütet und „Hurrah" schrie, wenn wir draußen einen Sieg errangen. Dieses erhebende Gefühl würde ich nicht für alle Schätze der Welt hingeben, und wenn wieder ein 1914 käme, würde ich alles ebenso machen. Ich würde dem Beispiel eines Großadmirals v. Tirpitz folgen, der trotz aller Leiden und Enttäuschungen auch von sich gesagt hat: „Wenn ich es heute von neuem machen sollte, ich würde es doch wieder geradeso machen; es gibt nur eine Parole: alles für Deutschlands Ehre." Auch die schlimmen Folgen der Verwundung können daran nichts ändern. Sie verschwinden in dem herrlichen Gefühl von Stolz und Ehre. Mag euch dies das Wort der berühmten Spartanerin beweisen, die ihren Sohn begrüßte, als er, am Fuß verwundet, aus der Schlacht heimkehrte: „Sei getrost, mein Kind, jeder deiner Schritte wird dich an deine Tapferkeit erinnern."

Und so ist es gekommen, daß der Tag meiner Verwundung, der 2. Oktober, für mich und meine Familie

zum heiligsten Gedenktag emporgehoben wurde. Wohl dem, der einmal für sein Vaterland bluten durfte!

Ihr seht, ihr jungen deutschen Brüder, auch das braucht euch nicht abschrecken, daß jene Versöhnungsfreunde sogar vor den Schwerbeschädigten nicht halt machen und sie als warnendes Beispiel hinstellen. Jede Wunde ist leicht, wenn sie im Kampf für Deutschlands Ehre geschlagen wurde.

Ehre und Vaterland! Wie oft spracht ihr diese Worte gedankenlos aus, aber ihr müßt erkennen, daß sie euer höchstes Gut sind, daß darin euer ganzes Leben und Sterben liegt. Die letzten 13 Jahre haben euch gezeigt, was einem Lande geschieht, das durch haßerfüllte Feinde und durch Selbstzerfleischung seine Ehre verloren hat. Denkt daran, welche Demütigungen das französische Volk über euch gebracht hat, von dem bekannten „Sieges-Federhalter" in Versailles an bis zu den freundnachbarlichen friedlichen Tributforderungen der jüngsten Zeit. Muß sich nicht die deutsche Faust ballen, wenn man während der Besetzung des Rheinlands einen feindlichen Offizier mit höhnischer Zunge sagen hörte: „Das Nationallied der Deutschen sollte richtiger heißen: Deutschland, Deutschland unter alles." Oder was sagen unsere Friedensbeschwörer zu dem versöhnlichen Geist, den die Besatzung des Rheinlands mitten im Frieden bewiesen hat? Ich selbst hatte reichlich Gelegenheit, mich davon zu überzeugen und an diesen Wahrheiten konnten alle Strafdrohungen und Gewaltmaßregeln der Besatzungsarmee nichts ändern. Es soll unvergessen bleiben, wie man damals durch drakonische Maßnahmen die Freiheit jedes Bürgers mit Füßen trat und jedes offene

deutsche Wort mit den härtesten Strafen belegte; es soll unvergessen bleiben, wie man sogar Landesverrätern Schutz angedeihen ließ, nur um euer zerstückeltes deutsches Vaterland noch weiter zu zersplittern und seine Ohnmacht zu verewigen; unvergessen muß auch bleiben, wie der „friedliche" Geist im besetzten Gebiet nicht einmal das Hab und Gut der Bürger achtete und den Krieg mit andern Mitteln in eurem Vaterland weiterführte. Freiheit und Ehre gehörten der Vergangenheit an. Dies wissend litt das deutsche Volk unsäglich, bis es endlich nach beispielloser Geduld gelang, unter ungeheuren Opfern das Land vom Feinde zu säubern. Dann aber konnte man erkennen, welch ein Druck auf einem Volk lastete, dem der „versöhnliche" Feind Freiheit und Ehre genommen hatte; es zeigte sich, daß Freiheit, Ehre und Vaterland das Leben eines ganzen Volkes bedeuten. Wer die Befreiungsfeiern in unserem Rheinland mitgemacht hat, der mußte verstehen, daß diese Begriffe das höchste Gut für unser deutsches Volk bilden und jedes Opfer wert sind, das ihr, meine deutschen Brüder, in Verteidigung euerer Rechte, im Kampf um euer hohes Ziel vielleicht einmal bringen müßt. Da gab es kein Fenster, das nicht mit deutschen Fahnen geschmückt war, da gab es kein böses Wort, mochte die Volksversammlung auch noch so groß gewesen sein. Jedes kleine Kirchlein in den bescheidensten Dörfchen ließ seine Jubelrufe erschallen. Und unter dem erhebenden Freiheitsgeläute aller Glocken zogen die Festzüge durch die befreiten Lande, gebückte Greise führten ihr kleines Enkelkind an der Hand, jeder trug seine Fackel, ernst und ruhig, aber frei. Es war ein einig Volk von Brüdern.

Oft hatte ich bis dahin an nationalen Festen unser Deutschlandlied mitgesungen, aber wenn der dritte Vers begann, dann mußte ich verstummen, denn im Bewußtsein der furchtbaren Knechtung meines Vaterlandes war ich nicht fähig, die Worte „Einigkeit und Recht und Freiheit" über meine Lippen zu bringen. Aber als ich in der Pfalz bei der Befreiungsfeier in Bad Dürkheim dies Volk sah, das nach jahrelanger entsetzlicher Sklaverei im Wiederbesitz seiner Freiheit wie einen heiligen Schwur unser Deutschlandlied zum Himmel sandte, da — — versagte mir die Stimme aus einem ganz anderen Grunde. Es war nicht umsonst, was auch ich tat und leide!

Es war nicht umsonst, es geschah ja alles für Deutschlands Ehre! Denkt daran, ihr jungen Brüder und stärkt euch in diesem Glauben. Der Glaube an unser Vaterland wird alle Ketten zerreißen, die sich von innen oder außen um unsere Ehre und Freiheit legen. Ein befreundetes Land hat diese Hoffnung, diesen Glauben zum Schulgebet erhoben und pflanzt ihn in die jungen Seelen. Geben auch wir ihm Ausdruck:

Ich glaube an einen Gott,
Ich glaube an ein Vaterland,
Ich glaube an eine ewige Wahrheit,
Ich glaube auch an die Auferstehung meines Vaterlands.

Und wenn ihr einmal zur Verteidigung unseres lieben deutschen Vaterlandes in den Kampf ziehen müßtet, dann kommt für uns Kriegsblinde der erste wirklich schwarze Tag in unserm dunklen Leben. Wir müssen euch allein ziehen lassen und können nicht mehr unser

Letztes einsetzen für unser höchstes Gut. Das ist das größte Opfer, das wir bringen müssen. Ihr aber seid glücklich, daß ihr Deutschlands Ehre verteidigen könnt. Kämpft für Freiheit, Ehre, Vaterland, — — und Gott wird euch helfen!







Aus einem Streifzug durch Stellrecht: Trotz allem!

Rekrutengeist 1917 / Falsche „Erzieher“ / Der Kampf mit den „Alten“ / Der Riß im Volke / Hoch das Aspirin! / Wer geht freiwillig ins Feld? / Zum Isonzo / Flammende Nacht / Vom Hunger / Volltreffer im Keller / Die Angriffsstellung an der Jeza / Die Alten und wir jungen Hunde / Schanzen, Trägerdienst und Regen / Vom trockenen Hemd und vom blauen Heinrich / Zelt im Regen / Endlich, wir schießen Trommelfeuer / Verfolgung / Fette Beute / Landsknechtsleben / Und drunten winkt Italien / Wachtmeisterschikanen / Ich bin ja nur der Roßbub / Der Sinn des Volksheeres / Pflichterfüllung / Was ist eine Heldentat? / Von der Piave ins Elsaß / Idylle bei elsässischen Bauern / Zum Beobachtungswagen versetzt / Das Elsaß und die große deutsche Mutter / Gedanken um Heiligenlegenden / Die deutsche Front steht auf (März 1918) / Die Engländer weichen / Ein Teufelsritt auf dem „Satan“ / Verlaufen im Niemandsland / Mit dem Geschütz durch Trichter und Schlamm / Was ein Lob vermag / Einbruch ins Proviantamt / Der arme Gutekunst ist tot / Unteroffizier Levi / Was heißt das: mein Kamerad ist tot? / Gott und der Krieg / Der Unterstand als Heimat / Von der Seele der Dinge / Der Brief einer Mutter / Beim Leitungsflicken / Die Heimatlosen / Die siegesgewisse französische Putzfrau / 41 Grad Fieber / Im Zweikampf mit Artillerie / Fliegerbomben / Das Feldküchenwunder / Die Franzosen kommen / Abgeschmiert / Und doch zurück, warum? / Raum für deutsche Menschen / Mit dem Draht durchs Sperrfeuer / Endkampf der Batterie / Wofür? / Sind sie Helden? / Die toten Kanonen / Die geruhsame Geschichte vom Bohnenputzen / Stollenbau / Rückzug von Marne und Vesle / Einer, der für nichts zu sterben meint / Der „Soldat“ mit dem Köfferchen / Sämann Tod / „Liebet Eure Feinde“? / Am Ziel der Kameradschaft / Was sie von Heimat und Etappe reden / Alte und junge Offiziere / Vom Flugblattkrieg / Das war ein Held / Urlaub und Umsturz / Spartakuskämpfe / Im Dunkel der Zukunft / O du mein Volk.

Warum ein neues Kriegsbuch?

Ein Geleitwort des Verlegers:

Helmut Stellrechts Buch habe ich nicht verlegt, um ein neues Kriegsbuch zu haben, auch nicht weil hier die Fülle und Reichhaltigkeit seiner Erlebnisse tiefen Eindruck auf mich gemacht hat, sondern einzig und allein dem Geist zu Liebe, aus dem heraus er dieses Erleben gestaltet hat. Auch er, der 18jährige lief Gefahr, an den Dingen zu zerbrechen, aber er wurde ihrer Herr, er ließ sich vom Schicksal zum Manne schmieden und im gewaltigen Sturm der Schlacht geht ihm die Verbundenheit mit Volk und Vaterland und der Sinn all des ungeheuren Geschehens auf. Nur einer, der nicht zerbrach, kann den Krieg, wie er war, schildern, ebenso wie nur einer, der reiten kann, das Erlebnis des Reitens richtig sieht und richtig darstellen kann. Ergriffen hat mich an Stellrechts Buch die keusche und ehrfürchtige Haltung der Jugend, die im angeborenen Streben nach dem Hohen und Ewigen noch ringt und sucht, noch nicht für alles eine Patentlösung bereit hält. Die unbedingte Ehrlichkeit seiner Erzählung, die Reife seines Urteils und das tiefe Verständnis für den Sinn, der hinter dem äußeren Geschehen waltet, machen ihn zu einem der berufensten Künder des Größten, was Menschen unserer Zeit erleben konnten.

Trotz allem, trotz Rekrutenqual und unsäglicher Mühsal, trotz Todesnot und Todesangst, trotz all derer, die dem Krieg keinen oder nur einen abscheulichen Sinn abzugewinnen vermochten, hat Stellrecht die Lösung gefunden,

trotz allem für Deutschland!



